

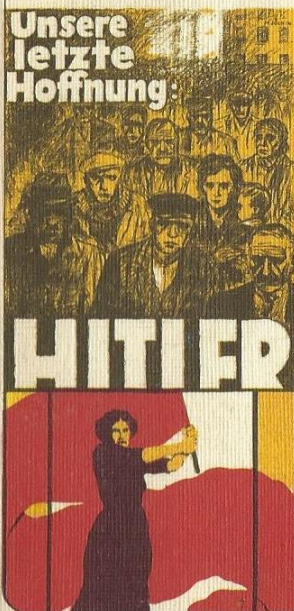
DRESSLER / menschen

HERMANN
VINKE **CARL**
VON OSSIETZKY

Mit einem Vorwort von Willy Brandt

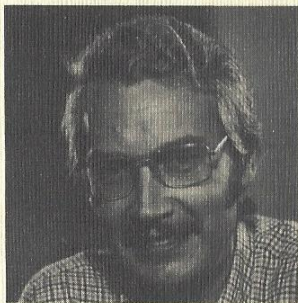


Der Gerichtsschreiber aus Hamburg · «Die Weltbühne»: Journalismus in den «goldenen» zwanziger Jahren · Vor Gericht in der Weimarer Republik oder: «Ich – ein Landesverräter» · KZ-Häftling Nr. 562 oder Die Hölle im Moor · Der Friedensnobelpreisträger



«Der politische Journalismus ist keine Lebensversicherung: das Risiko erst gibt seinen besten Antrieb.»

Carl von Ossietzky, in: DIE WELTBÜHNE, 10. Mai 1932



HERMANN VINKE

*Jahrgang 1940, Redakteur
beim Norddeutschen Rundfunk,
Hamburg (Zeitfunk); 1963–70
Redakteur verschiedener
Tageszeitungen. Größere
Reportagen über Ossietzky
und die Emsland-Lager im
Dritten Reich.*

DRESSLER / menschen

*Die
aktuelle
Biographien-Reihe*

- *sachlich · kritisch · spannend*
- *über Menschen
im 20. Jahrhundert*
- *für Jugendliche*

Lektorat: Elisabeth Raabe

Grafische Gestaltung: Manfred B. Limmroth



2. Extraausgabe Sonnabend, den 9. November 1918.

Vorwärts

Berliner Volksblatt
Beiblatt zum Sozialdemokratischen Partei-Blatt 'Vorwärts'

Der Kaiser hat abgedankt!

Der Reichskanzler hat folgenden Erlass herausgegeben:
Seine Majestät der Kaiser und König haben sich entschlossen, dem Throne zu entsagen.

Der Reichskanzler kündigt noch so lange im Name, bis die mit der Abdankung Seiner Majestät, dem Oberhaupt der Kaiserlichen und Königlich Preussischen Reichsregierung, des Deutschen Reichs und von Preussen und der Einlösung der Reichsgeldscheine verbundenen Angelegenheiten erledigt sind. Der Reichskanzler ist ermächtigt, die Angelegenheiten des Reichs zum Reichskanzler und die Angelegenheiten des Reichs zum Reichskanzler wegen der Vordereinstellung abgemindert. Zudem für eine verfassungsgemäße, dauerhafte Nationalversammlung vorzubereiten. Der Reichskanzler wird, die künftige Staatsform der Reichsregierung, einschließlich der Verfassung, die ihren Sitz in der Reichsregierung einnehmen sollen, eingehend festzustellen.

Berlin, den 9. November 1918. Der Reichskanzler,
Prinz Max von Baden.

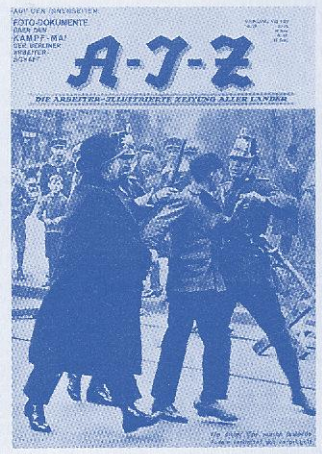
Es wird nicht geschossen!

Der Reichskanzler hat angeordnet, daß keine der Wehrkräfte von der Waffe ablassen werden darf.

Barrikaden! Arbeiter! Soldaten!

Gedenkt an das Arbeiterregiment und die ersten Sieger gefallenen zum Tode übergebenen. Der sozialdemokratische Soldatenrat hat die Soldaten angeklagt.

Der sozialdemokratische Arbeiter- und Soldatenrat.



3. Auflage

© Cecile Dressler Verlag, Hamburg 1978

Alle Rechte vorbehalten

Bildquellennachweis s. S. 176

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 1980

ISBN 3 7915 50071

Eingesannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Vorwort

Als ich am 10. Dezember 1971 in der Osloer Universitätsaula versuchte, Gefühle auszudrücken, die mich aus Anlass des mir verliehenen Nobelpreises bewegten, sagte ich in Erinnerung an die dunkelsten Jahre unserer Geschichte: «In jenen bösen Jahren des Hitler-Regimes hat die Verleihung des Friedensnobelpreises an Carl von Ossietzky viel bedeutet . . . Seine Ehrung war ein moralischer Sieg über die damals herrschenden Mächte der Barbarei.» Und ich fügte hinzu: «Ich war damals als 22jähriger ‚illegal‘ in Berlin. Und gerade dort ging mir dies sehr nahe, nachdem ich an der ‚Kampagne‘ unmittelbar beteiligt war.»

Bei dieser «Kampagne» ging es uns 1935/36, am Beispiel Ossietzkys, um das Schicksal der politischen Gefangenen. Es ging uns auch um die Entlarvung einer wahnwitzigen Politik, die zum Krieg führen musste. Aber es war nicht leicht, dafür Gehör zu finden. In unseren Nachbarländern gab es viele, die den Berichten über Terror und Kriegsvorbereitung nicht Glauben schenken mochten. So sprach ich in einem Brief an Hilde Walter, eine Mitarbeiterin Carl von Ossietzkys in Paris, von der Sorge, dass nach gesteuerten Angriffen gegen den inzwischen im KZ Esterwegen inhaftierten Schriftsteller «ein gefährliches Schweigen über den Fall O. eintritt». Diese Sorge hat sich in Bezug auf die Zuerkennung des Nobel-Friedenspreises nicht erfüllt, sie wurde aber durch die Entwicklung nach Hitler auf eine Weise bestätigt, wie man es damals nicht ahnen konnte: Ossietzky ist im heutigen Bewusstsein wenig mehr als eine

HERMANN VINKE

CARL VON OSSIETZKY



Die Weibühne

Der Schaubühne XXVIII. Jahr
Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft
Begründet von Siegfried Jacobsohn
Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

Inhalt:

Carl v. Ossietzky	Rechenhaft
Hans-Erich Kaminski	Deutschlands Freiheitskampf
Hilbert v. Goltz	Richter erzhöhen Mischen
Ignaz Wibel	Liebe Schweiz!
Alfred Polgar	Dreherget
Walter Mehring	Tugend in zwei Variationen
K. L. Gersdorff	Immer wieder Ahnen
Peter Panter	Pranisch
Karl Eggertsch	Konstantin
Rudolf Arnheim	Vom Schlechten zum Guten
Walter Hasencamp	Zum Thema Buchkritik
Berhard Clous	Stachelle verflüchtigt
Erich Kästner	Die Anniemiedame slobt Bescheld Antworten

Erscheint jeden Dienstag
19. Mai 1932
Versandort Potsdam
Nummer 19

Verlag der Weibühne
Charlottenburg - Kanfstrasse 152

Cecilie Dressler Verlag • Hamburg

historische Fussnote; seine Arbeit und sein Schicksal sind weithin einer verhängnisvollen Neigung zum Verdrängen eines ganzen Kapitels deutscher Geschichte anheimgefallen.

Ich kann es nur begrüßen, wenn die Erinnerung an den klugen und mutigen Streiter gegen Nationalismus und Militarismus neu geweckt wird. Man darf die dunklen Seiten im Buch unserer Geschichte nicht überblättern. Man darf aber auch auf den Nachweis demokratischer Kontinuität nicht verzichten.

Nach der Arbeit an diesem Buch schrieb der Autor in einem Brief: «Die Person Ossietzkys bietet meines Erachtens einen guten Zugang zu seiner Zeit. Ausserdem passt – wie ich finde – eine Rückbesinnung auf den Radikaldemokraten und entschiedenen Gegner jeder Gewalt gut in unsere politische Landschaft.» Und Hermann Vinke schreibt weiter: «Die Beschäftigung mit Ossietzky hat mir um einiges deutlicher gemacht, was an unserer zweiten Republik verteidigungswert ist.» Nun liegt der wesentliche Sinn eines Buches sicher nicht darin, den Autoren von seinem Anliegen zu überzeugen. Aber warum sollte nicht auch der Leser zu ähnlichen Folgerungen kommen? – Die Beschäftigung mit Carl von Ossietzky lohnt jedenfalls, sie vermittelt auch einiges über die schwierige Wechselbeziehung von Geist und Politik.

Carl von Ossietzky ist durch seine Zeit mehr als Zivilcourage abverlangt worden, sie forderte sein Leben. Insoweit fehlt der aktuelle Bezug, ist dies also Geschichte. Keine Historie ist dies: Dass auch in unseren Tagen wieder versucht wird, geistige Grundsätzlichkeit und radikales Denken mit Extremismus gleichzusetzen (und diesem den Stempel des Terrorismus aufzudrücken). Dem müssen wir uns entgegenstemmen – gerade weil wir die Denunziation als ersten Schritt zur Gängelung eines ganzen Volkes erfahren und durchlitten haben.

Der Fall Carl von Ossietzky ist auch dafür Beispiel. Deshalb wünsche ich dem Buch möglichst viele Leser.

Bonn, 5. Dezember 1977

Willy Brandt
Vorsitzender der SPD

Der Friedhof am Kanal

Die Bundesstrasse 401 liegt wie ein Meterband neben dem Küstenkanal. Schnurgerader Asphalt, durch Büsche und Bäume vom Wasser getrennt. Blätter und Äste lassen die Binnenschiffe, die auf dem Kanal vorbeiziehen, nur in Umrissen erkennen. Ihr dunkler Bug schiebt leichte Wellen ans Ufer. Auf der anderen Seite der Strasse stehen rote Backsteinhäuser, denen man den Fleiss ihrer Bewohner ansieht. Denn wer sich hier ansiedelt, musste zuerst dem Moor ein Stück Boden abringen.

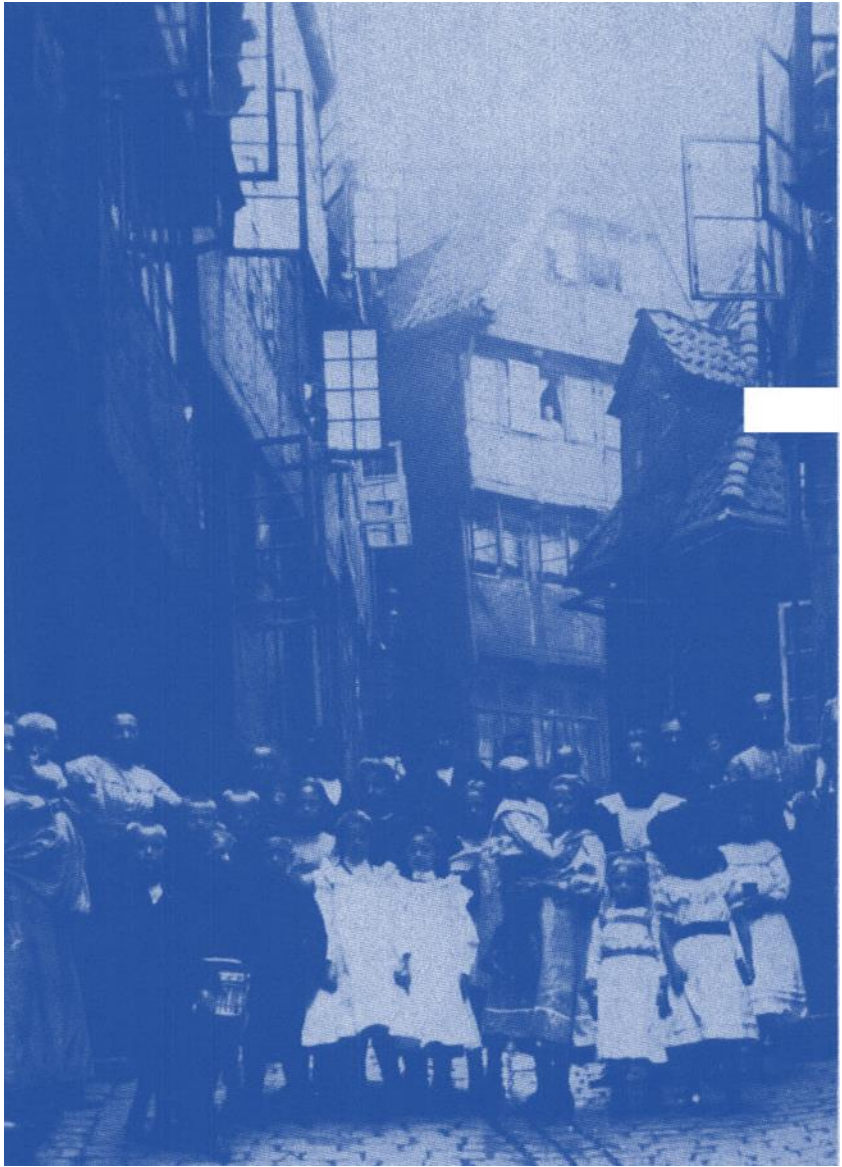
Nach einer halben Stunde Fahrt von Oldenburg in westlicher Richtung tauchen anstelle der Häuser neben der Strasse haushohe Torfhäufchen auf. In der Umgebung von Papenburg wird Torf abgebaut und zu Dünger verarbeitet. Die Bundesstrasse macht plötzlich einen scharfen Knick nach links, überquert den Küstenkanal, um dem Kanalbett von jetzt an auf südlicher Seite zu folgen. An der Strasse weist ein kleines Schild auf eine «Begräbnisstätte» hin. Ein merkwürdiger Hinweis auf einen ehemaligen KZ-Friedhof. Denn gegenüber – mitten auf kahler Fläche – liegt ein künstlich angelegter Wald, der die «Begräbnisstätte» umschliesst. Der Friedhof für die ehemaligen Konzentrationslager des Emslandes.

Bis 1945 sind hier Tausende von Häftlingen begraben worden – viele in Massengräbern –, von denen man nur weiss, wo sie ungefähr liegen. Mitgefangene mussten die Gräber für ihre toten Kameraden schaufeln, die entweder zu Tode gequält, «auf der Flucht erschossen» worden oder auf andere Weise ums Leben gekommen waren. Der Friedhof selbst ist ein Nebenprodukt des Küstenkanals. Beim Bau des Kanals wurde der weisse Sand aufgeschwemmt und bepflanzt. Über die Entstehung dieser Gräberanlage erfährt der Besucher nichts. Eine in den Boden eingelassene Steinplatte gibt nur allgemein Auskunft: «Hier ruhen unbekannte Tote, die während

der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft im Lager Esterwegen und in anderen Emsland-Lagern ums Leben gekommen sind.» Die Atmosphäre des Friedhofs wirkt bedrückend und hat zugleich etwas Befreiendes. Die Gräberreihen mit einzelnen Betonkreuzen verlieren sich fast im Unendlichen. Ein Friedhof ohne Namen. Die Gräber sind nummeriert, aber welche Namen und Schicksale sich hinter den Zahlen verbergen, weiss niemand. Hochaufgeschossene Tannen und Lärchen trotzen dem Wind, der auf den kahlen Ackerflächen ringsum kaum gebremst wird. Das unablässige Rauschen der Bäume ist das einzige Geräusch auf dieser Insel des Friedens. Am Rande des Gräberfeldes steht ein mächtiger Basaltstein. Er wurde 1964 von der Gewerkschaftsjugend aus dem Ruhrgebiet errichtet. Die Inschrift lautet:

*«Dem Friedensnobelpreisträger 1935 CARL VON OSSIETZKY *3. 10. 1889 Hamburg † 4. 5. 1938 Berlin – der hier gelitten hat und seinen politischen Mithäftlingen des Naziregimes zum Gedenken, Gegen Gewalt und Willkür opferten sie ihr Leben für die Freiheit»*

Wer war Carl von Ossietzky? Ich selber habe ihn nicht gesehen, weil: ich zu einem Zeitpunkt geboren wurde, als er schon zwei Jahre tot war. Ich kenne Bilder von Ossietzky – eins, das ihn mit der KZ-Nummer 562 zeigt, ein Bild, das mich nicht mehr losgelassen hat. Zum erstenmal sah ich es im Emsland in den sechziger Jahren. Ich war damals Redakteur eines kleinen Heimatblattes, der ‚Ems-Zeitung‘. In der Schule hatte die Zeit vor dem Abitur für eine Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus angeblich nicht mehr gereicht. Im Emsland bekam ich Nachhilfeunterricht. Ich fing an, Material zu sammeln über die Emsland-Lager, die keine Vernichtungslager waren, wie später Dachau und Auschwitz, sondern Arbeitslager. Material über Carl von Ossietzky, den «bedeutendsten deutschen Journalisten der ersten Jahrhunderthälfte», wie der Kabarettist Dieter Hildebrandt ihn genannt hat. Und allmählich lernte ich die Geschichte kennen, die zu dem Bild von dem Häftling mit der KZ-Nummer 562 gehört, eine Geschichte, die in Hamburg begann, in dem kleinen emsländischen Ort Esterwegen ihren erschütternden Höhepunkt erlebte und in Berlin zu Ende ging . . .



Gruppenbild mit kleinen Damen: Im Hamburger Gängeviertel um 1900.

Ein schlechter Schüler

Die Oberschlesier von Hamburg hielten zusammen. Sie besuchten sich gegenseitig, feierten gemeinsam Feste und halfen sich, wenn einer in Schwierigkeiten geraten war. Die Aussicht auf Arbeit und Auskommen hatte sie in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts an die Elbe gelockt. Die mächtige Hansestadt war damals Anziehungspunkt für Menschen aus allen Himmelsrichtungen. Der Handel mit Übersee, vor allem mit Ostasien und Australien, blühte. Das «Tor zur Welt» liess viele nach draussen und nahm viele auf, auch die Oberschlesier. Zu ihnen gehörte Ignatius von Ossietzky, der Vater von Carl von Ossietzky, der in seiner Heimat Berufssoldat gewesen war und sich dem Zug nach Westen angeschlossen hatte.

Die Ossietzkys hatten im oberschlesischen Grossstrehlitz (heute Strelce-Opolskie) gewohnt. Ihre Vorfahren stammten aus Polen, und wahrscheinlich war es eine Laune der Geschichte, die ihnen das Adelsattribut «von» bescherte. Der Grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg – so erzählten die Väter ihren Kindern – konnte nach einem seiner zahlreichen Kriege seine Soldaten nicht auszahlen, weil in der Kriegskasse Ebbe war. Um sie nicht ganz leer ausgehen zu lassen, schenkte er ihnen ein «von» zu ihrem bürgerlichen Namen. Es ist nicht überliefert, ob die Soldaten darüber sehr erfreut waren. Jedenfalls wurden auf diese Weise in Polen ganze Dörfer geadelt.

Geldsorgen wie seine Vorfahren muss auch Carl Ignatius von Ossietzky gehabt haben. Der Sold reichte nicht aus. Hunger und Not waren es, die ihn und seine Eltern aus Oberschlesien vertrieben. In Hamburg hatte der ehemalige Soldat Glück. In der Anwaltskanzlei des angesehenen Senators Dr. Predöhl fand er eine Stelle als Stenograph. Schreibarbeiten musste er schon beim Militär erledigen, so



*Hamburg hatte
um 1900 den
drittgrössten
Hafen
der Welt.*

dass ihm die neue Tätigkeit nicht schwerfiel. Er verrichtete sie offensichtlich zur vollen Zufriedenheit von Dr. Predöhl, denn dieser bewahrte der Familie Ossietzky sein Wohlwollen noch auf Jahre hinaus.

Obwohl Carl Ignatius von Ossietzky über ein regelmässiges Einkommen verfügte, das eine Familie hätte ernähren können, liess er sich mit dem Heiraten Zeit. Er war schon über 40 Jahre alt, als er am 20. April 1889 mit der 23jährigen Rosalia Marie Pratzka vor dem Standesbeamten erschien, um getraut zu werden. Rosalia Pratzka – ebenfalls aus Oberschlesien – war das, was man eine «polnische Schönheit» nannte. Sie war schlank, hatte dunkles Haar und ungemein lebendige Augen. Auf eine kirchliche Hochzeit verzichteten die beiden, vermutlich, weil sie verschiedenen Konfessionen ange-



*Ein ungleiches Paar:
Rosalia und Carl Ignatius
von Ossietzky, die Eltern.*

hörten: Rosalia war lutherisch, Ignatius katholisch. In der Grossen Michaelisstrasse Nr. 10 in Hamburg fand das jungvermählte Paar eine Wohnung. Dort wurde am 3. Oktober 1889 gegen acht Uhr abends Carl von Ossietzky geboren. Die Eltern liessen den Jungen katholisch taufen.

Carl von Ossietzky hat seinen Vater verloren, als er zwei Jahre alt war. Ignatius von Ossietzky erlag einem Herzschlag. Eine junge Familie hatte plötzlich keinen Ernährer mehr. Ossietzkys Mutter sah sich gezwungen, eine Verdienstmöglichkeit zu suchen – für eine Frau mit Kind kein leichtes Unterfangen, auch nicht in einer Stadt wie Hamburg. Sie mietete eine Imbisshalle, die nach einer Anlaufzeit auch etwas Geld abwarf. Allerdings hatte diese Einnahmequelle einen Nachteil. Frau von Ossietzky konnte sich nicht genug um ihr

3. Oktober 1889
Ossietzky in
Hamburg geboren

1891
Tod des Vaters



Kind kümmern. Da es vorerst keinen Ausweg gab, sprang die Verwandtschaft ein. Eine Tante väterlicherseits nahm den zweijährigen Carl zu sich. Bei ihr blieb er bis zu seinem zehnten Lebensjahr. Dann holte ihn die Mutter, die inzwischen zum zweitenmal geheiratet hatte, wieder zu sich. Ihr zweiter Mann war der Bildhauer und Holzschnitzer Gustav Walther.

Bebel und Bertha von Suttner

Zum Stiefvater entwickelte Carl ein gutes Verhältnis. Dieser war ein überzeugter und aktiver Sozialdemokrat, der die Sitzungen seiner Partei regelmässig besuchte. Carl durfte seinen «neuen» Vater bald



*Der Bürgermeister und sein Volk.
Beide sind auf ihre Weise stolz.
Johann Heinrich Burchard leitete die
Hansestadt zur Kaiserzeit, als sie
einen großen Aufschwung erlebte.*

zu den Versammlungen begleiten, eine Auszeichnung, auf die er sich von Mal zu Mal mehr freute, denn auf diesen Sitzungen ging es meistens hoch her. Die Arbeiter zeigten um die Jahrhundertwende ein Selbstbewusstsein, das die Unternehmer vorher nicht gekannt hatten. Sie sahen, dass die Besitzer der Fabriken und Werften Reichtümer anhäuften, während sie selbst über das Existenzminimum nicht hinauskamen.

Die Arbeiter begnügten sich nun nicht mehr mit einigen zusätzlichen Groschen in der Lohntüte, sondern verlangten eine stärkere Vertretung in den Parlamenten. Denn in den Rathäusern hatten noch immer die besitzenden Schichten das Sagen. Diese Ungerechtigkeit abzuschaffen, war unter anderem erklärtes Ziel der Sozialdemokraten.



*Haube und Tracht sitzen.
Der Einkaufsbummel kann beginnen.
Unten: Prominenter Schneemann: August Bebel.*

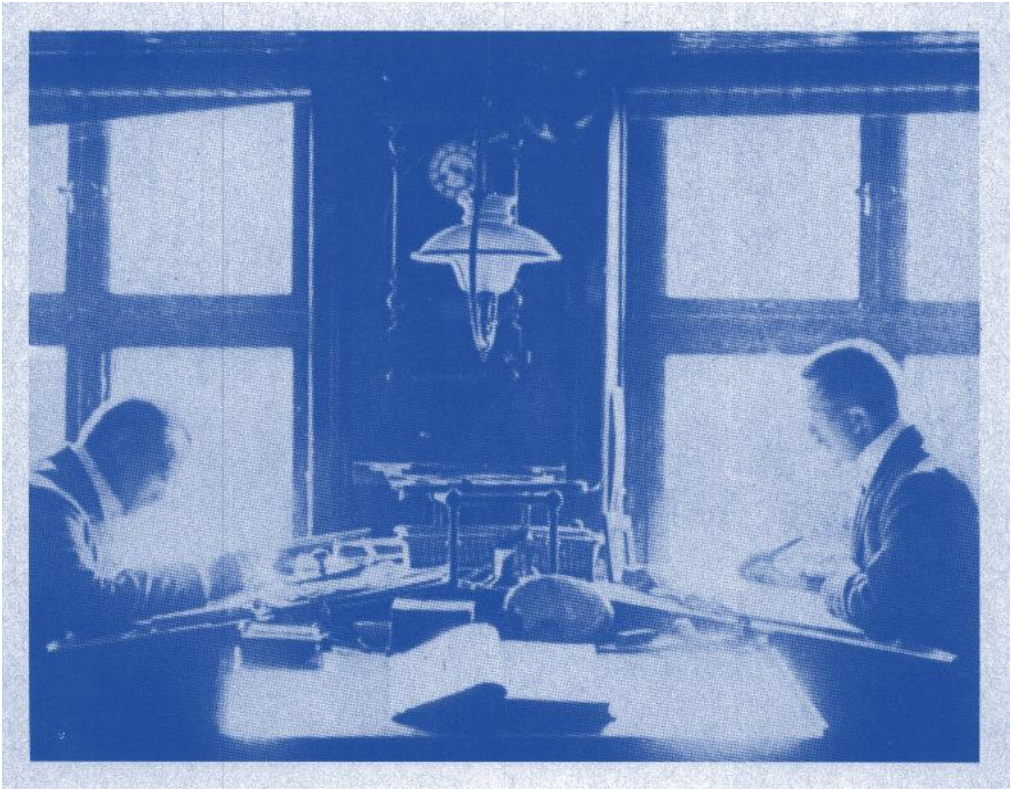


*Zeitungsstand aus dem Jahre 1908: Fast für jeden
Geschmack etwas.
Rechts: Kontor in Hamburg. In einer solchen
Schreibstube arbeitete Ossietzky.*



Auf den Hamburger SPD-Veranstaltungen tat sich ein Redner hervor, der auf den heranwachsenden Carl von Ossietzky einen besonderen Eindruck machte: August Bebel. Bebel war Abgeordneter in der Bürgerschaft und in der Hochburg der Arbeiterbewegung deren unumstrittener Führer. Die Reden Bebels haben dem aufmerksam zuhörenden Schüler erste Erkenntnisse in politische Zusammenhänge vermittelt, und nicht zuletzt von Bebel dürfte er den Grundsatz gelernt haben, den er später für sein eigenes Handeln übernahm, nämlich die Schuld für Niederlagen nicht zuerst bei anderen, sondern bei sich selbst zu suchen.

Noch ein zweiter Name blieb Carl von Ossietzky aus jenen Jahren im Gedächtnis: Bertha von Suttner. Die Tochter eines österreichischen Generals war zu einer glühenden Verfechterin der Friedens-



idee geworden. Im Geburtsjahr Carls – 1889 – war ihr Roman *Die Waffen nieder* erschienen. Das Buch wurde ein Bestseller und machte seine Verfasserin berühmt. Bertha von Suttner bekam zahlreiche Einladungen zu Vorträgen, in denen sie ihre Vorstellungen von einem friedlichen Ausgleich unter den Menschen erläuterte. Sie trat auch in Hamburg auf, und zu ihren Zuhörern gehörte der Schüler Carl von Ossietzky.

Rechnen mangelhaft

Reden von August Bebel und Bertha von Suttner haben Ossietzky mehr interessiert als das, was ihm in der Schule geboten wurde. Er



*Hamburg –
Bilder einer
schönen Stadt:
Binnenalster
(1913) und
Elbstrasse
(1901).*

war ein schlechter Schüler. Besonders naturwissenschaftliche Fächer lagen ihm überhaupt nicht. Dabei hatte er, obwohl aus ärmlichen Verhältnissen, die seltene Chance, über eine gute schulische Bildung eine spätere berufliche Karriere aufzubauen. Der einflussreiche Senator Dr. Predöhl, bei dem sein Vater als Stenograph gearbeitet hatte, verhalf ihm zu einem der begehrten Plätze an der Rumbaumschen Schule. Ende des 17. Jahrhunderts als Stiftsschule gegründet, war diese Bildungsanstalt in der Hamburger Innenstadt unweit der Binnenalster fast ausschliesslich den Söhnen wohlhabender Bürger vorbehalten. Nur die Fürsprache einer angesehenen Persönlichkeit ermöglichte minderbemittelten Kindern den Zugang. Mit sieben Jahren nahm Carl von Ossietzky zum erstenmal auf den



schmalen Bänken der Rumbaumschen Schule Platz. Die Teilnahme am Unterricht wurde für ihn im Laufe der Jahre oft zur Qual. Er hatte grosse Mühe, sich auf abstrakte mathematische Formeln zu konzentrieren. Ging es jedoch um Geschichte oder Völkerkunde, horchte er auf. Dieser Unterrichtsstoff hatte mit Menschen zu tun, und für sie interessierte er sich. Kurze Zeit vergass er die Mühen des Schülerdaseins, stellte Fragen und steuerte eigene Ansichten bei. Bis zum 15. Lebensjahr blieb Carl von Ossietzky an der Rumbaumschen Schule an der Caffamachergasse, die übrigens bei einem Luftangriff im Jahre 1943 völlig zerstört wurde. Das Abgangszeugnis aus dem Jahre 1904 spricht für sich: Religion und Geschichte «sehr gut», Englisch und Französisch «gut», Deutsch, Physik, Chemie «genügend», Rechnen, Geometrie und Algebra «mangelhaft». Von

1896-1904
Schüler der Rumbaumschen Schule
in Hamburg

seinem Mathematiklehrer wird der Seufzer berichtet: «Was soll aus dir noch werden, wenn du nicht einmal den pythagoreischen Lehrsatz begreifen kannst.»

Vor der Frage, was jetzt aus ihm werden sollte, stand der Fünfzehnjährige tatsächlich. Er sollte und wollte wohl auch die schulische Ausbildung fortsetzen – trotz der zu erwartenden Schwierigkeiten. Voraussetzung für den Eintritt in die Obersekunda war ein Examen, auf das Carl von Ossietzky jedoch in keiner Weise vorbereitet war. Wieder einmal half Dr. Predöhl. Der Senator sorgte dafür, dass der Junge einen Schnellkurs am Privatinstitut Dr. Goldmann absolvieren konnte. In wenigen Monaten wurde den Schülern der Unterrichtsstoff eingebleut. Carl litt unter der täglichen Paukerei. Er blieb jetzt nicht mehr, wie vorher an der Rumbaumschen Schule, stumm auf seiner Bank sitzen, wenn ihn der Unterricht anödete, sondern fiel seinen Lehrern mit leiser, aber nicht zu überhörender Stimme gelegentlich ins Wort, wenn er gegensätzlicher Meinung war.

Die Bewerbung

Carl von Ossietzky bewegte sich auf schwankendem Boden, und seine Zukunft erschien ihm noch ungewisser, als der Versuch scheiterte, über den Schnellkurs im Institut Dr. Goldmann die Obersekundareife zu erlangen. Dem angehenden jungen Mann blieb nichts anderes übrig, als in den Beruf zu gehen.

Die erste Bewerbung war an die Hamburger Justizverwaltung gerichtet und wurde prompt abgelehnt. Der zuständige Oberamtsrichter weigerte sich, die Unterlagen überhaupt genauer anzusehen. Die Justiz hatte genügend Bewerber und konnte deshalb auf einen, der schon in der Schule nicht zurechtgekommen war, gut verzichten. Der unersetzliche Dr. Predöhl musste wieder einspringen. Der Senator intervenierte beim Oberamtsrichter, und Carl von Ossietzky wurde wenigstens zur Einstellungsprüfung zugelassen. Die Prüfung selbst erstreckte sich auf eine ganze Reihe von Gebieten.

1906
Bewerbung bei
der Hamburger
Justizverwaltung

Ossietsky musste u.a. die Substantive «Held», «Hirsch» und «Tür» in der Einzahl und Mehrzahl richtig deklinieren, den Satz « Wir werden in einigen Tagen die Arbeit beendet haben» in seine Einzelteile zerlegen und bei jedem Wort die richtige Wortart angeben.

Zu den Prüfungsaufgaben gehörte auch ein Aufsatz. Ossietsky wählte das Thema »Eine Fahrt auf der Alster«. Der Text des immerhin fast Achtzehnjährigen lässt noch nichts von der meisterhaften Feder des späteren Publizisten und Schriftstellers ahnen. Mit biederen Worten beschreibt Ossietsky den «Anblick der klaren Wasseroberfläche, wenn wir aus dem Häusermeer hinausgelangen . . .», «den Jungfernstieg mit seinen herrlichen Gebäuden und Promenaden» und «weissleuchtende Schwäne», die «das Auge des Fahrenden » ergötzen.

Der Bewerber bestand mit «genügendem, fast gutem Ergebnis», wurde aber nicht etwa gleich eingestellt, sondern «in die beim Amtsgericht Hamburg geführte Anwärterliste über anzustellende Hülfschreiber» eingetragen.





Der Gerichtsschreiber

In der Anwärterliste «für anzustellende Hilfsschreiber» rückte Carl von Ossietzky allmählich auf Platz eins. Am 1. Oktober 1907 war es soweit. Er wurde von der Justiz als nicht festangestellter Hilfsschreiber übernommen. Sein Anfangslohn fiel für heutige Verhältnisse bescheiden aus, auch wenn man sich damals noch mehr als heute für eine Mark kaufen konnte. Für 1907 wurde das Jahresgehalt auf 370 Mark festgesetzt, für 1908 auf 480 Mark, und bis 1912 kletterte es immerhin auf 1460 Mark – für die schmale Haushaltskasse der Familie Ossietzky-Walther eine wichtige Einnahmequelle – trotz der «Kaffeestube» der Mutter, wie die Imbisshalle damals genannt wurde.

1907
Hilfsschreiber
beim Amtsgericht
Hamburg

In seinem Bewerbungsschreiben an die Justiz hatte Carl von Ossietzky mitgeteilt, er wolle sich weiterhin um das Examen für die Obersekundareife bemühen. Dass dies kein leeres Versprechen war, sollte sich bald zeigen. Schon einen Monat nach seiner Einstellung beantragte er, für ein halbes Jahr nachmittags von der Büroarbeit freigestellt zu werden, um sich auf das Examen vorbereiten zu können. Die Vorgesetzten waren einverstanden, und der frischgebackene Hilfsschreiber machte sich noch einmal daran, mathematische Formeln und Vokabeln zu pauken. Aber auch dieser zweite Versuch führte nicht zum Erfolg. Unter dem Datum 1. April 1907 hat die Personalakte Ossietzkys, die heute noch beim Hamburger Staatsarchiv aufbewahrt wird, das Scheitern festgehalten.

Dieses Scheitern muss den jungen Mann schwer getroffen haben. Von jetzt an gingen auch seine Leistungen im Büro wieder zurück. Die Bewertung, die der Leiter der Allgemeinen Schreibstube über den Hilfsschreiber Ossietzky jährlich abzugeben hatte, fiel für 1908 entsprechend kläglich aus. Er sei «wenig befähigt», die Handschrift bedürfe noch der «Besserung», allerdings – und dies war sozusagen



*Theater
um 1910:
Komisch . . .*

1910
Versetzung in
das
Grundbuchamt
Hamburg

das behördliche Trostpflaster – sei Ossietzky in allem doch «verwendbar und anständig». Die Nachricht von den unzureichenden Leistungen erreichte jedoch bald den zuständigen Abteilungsleiter, der den jungen Angestellten in aller Form aufforderte, sich zu befleissigen und ein Mindestpensum an Schreibearbeit zu liefern, wenn er auf Dauer beim Amtsgericht beschäftigt werden wolle. Ossietzky nahm sich die Ermahnungen zu Herzen, und seine jährlichen Führungszeugnisse wiesen bald alle jene Beamtentugenden auf, die damals im Obrigkeitsstaat so sehr geschätzt wurden und die auch heute noch manchmal gefragt sind: «Verwendbarkeit», «Fleiß und Eifer», «Die dienstliche Führung ist tadellos» usw. Ende 1910 fiel die Bewertung im Vergleich zu den ersten Zeugnissen beinahe überschwänglich aus: «Ist für den Bürodienst recht gut befähigt und kann mit jeder Arbeit betraut werden.»

Ossietzky kletterte in der Behördenhierarchie sogar eine Sprosse nach oben: Er wurde in die Schreibstube des Grundbuchamtes versetzt, wo er Eintragungen in die Grundbücher sowie Abschriften von Grundbuchauszügen anfertigte, mit der Hand, versteht sich. Zu manchen Häusern, die heute noch in Hamburg stehen, dürfte Ossietzky Grundbucheintragungen vorgenommen haben.

Gehversuche eines Schriftstellers

Die Beurteilungen, die von der Behörde über Carl von Ossietzky abgegeben wurden, sagen natürlich nichts über seine tatsächliche Entwicklung aus. Der Gerichtsschreiber Ossietzky führte nämlich ein Doppelleben: Auf der einen Seite der Beruf, der ausschliesslich dem Broterwerb diene, und auf der anderen Seite seine wirklichen Neigungen und Interessen, denen er von jenem Zeitpunkt an verstärkt nachging, als feststand, dass er die Obersekundareife doch nicht schaffen würde. Diese Neigungen galten den kulturellen und politischen Ereignissen in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Ossietzky war abends fast immer unterwegs, zu einem Heimat-

abend im Curiohaus, zu einem Vortrag in irgendeinem Saal der Stadt oder zu einer Parteiversammlung in der Kneipe nebenan. Je öfter er solche Veranstaltungen besuchte, umso klarer wurde ihm, dass er nicht nur Besucher, sondern Beteiligter sein wollte. Er fing an zu schreiben, zuerst kleine Gedichte, und jede Zeile, die er zu Papier brachte, war ein Erfolgserlebnis für ihn. Er schrieb sogar ein Theaterstück, dessen Hauptrolle er einer Schauspielerin vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg zudachte, die er verehrte. Die Bühnenkünstlerin blieb ebenso unerreichbar wie die heimlich erhoffte Aufführung seines romantisch-sentimentalen Stückes.

Der erste Beitrag Ossietzkys, der gedruckt wurde, war ein Leserbrief, unterschrieben mit «C . . . von O . . . aus Hamburg», abgedruckt in der Wochenzeitung *„Das freie Volk“*. In der Zuschrift beklagte sich Ossietzky bitter darüber, dass das Publikum des Deutschen Schauspielhauses die Komödie *„Alles um Liebe“* von Herbert Eulenberg ausgepiffen und damit keinen Sinn «für die Schönheit der Sprache, für die Komik der Tragik» bewiesen habe. Als lobendes Beispiel erwähnte er Arbeiter in Wien, welche die Komödie mit grossem Beifall aufgenommen hätten.

Nicht zufällig erschien die Leserschrift in dem Wochenblatt *„Das freie Volk“*. Die Zeitschrift war das Organ der Demokratischen Vereinigung, deren Mitglied Carl von Ossietzky inzwischen geworden war. Die Demokratische Vereinigung hatte sich 1908 von der Freiwilligen Vereinigung abgespalten und war von Hellmut von Gerlach und Rudolf Breitscheid als eigenständige politische Gruppierung gegründet worden. Das Programm enthielt viele Punkte. Es trat für Freihandel, Parlamentarismus, die Beseitigung von Vorrechten einzelner Schichten und für internationale Abrüstung ein. Einzelne Mitglieder, darunter Breitscheid schlossen sich nach 1912 der SPD an. In der Kulturpolitik nahm die Demokratische Vereinigung radikales Gedankengut auf und artikulierte es in ihren Versammlungen und Zeitschriften. Hellmuth von Gerlach, ein ehemaliger preussischer Beamter, war Herausgeber von *„Das freie Volk“*. Gerlach gehörte zu den entschiedensten Verfechtern der pazifistischen Bewegung.



*...und
vor allem
heldisch.*

1911

Erster Beitrag
in der Zeitschrift
„Das freie Volk“

Seit 1908

Mitglied der
Demokratischen
Vereinigung

Gegen Ende des Jahres 1912 erschien in ‚*Das freie Volk*‘ ein zweiter Aufsatz Ossietzkys, dieses Mal als Namensbericht gekennzeichnet. Er befasste sich mit dem Verhältnis der Demokratischen Vereinigung zu den Liberalen, die eindeutig rechts standen. Ossietzky analysierte die fortschrittlichere Position der Vereinigung.

Wenige Wochen später brachte das Wochenblatt bereits den ersten Leitartikel Ossietzkys. Aus dem Leserbriefschreiber war ein Mitarbeiter geworden. Ossietzky untersuchte Spannungen innerhalb der Evangelischen Kirche zwischen dem orthodoxen, das heisst konservativen und dem fortschrittlichen Flügel. Anlass der Auseinandersetzungen waren Bestrebungen einzelner Gemeinden, sich von der Institution Kirche loszusagen und eine weitgehend selbständige Kirchenarbeit zu betreiben.

Ossietzky empfand für solche Strömungen spontane Sympathie. Er forderte seine Leser zum Kirchenaustritt auf, kritisierte aufs Heftigste die enge Verbindung von Kirche und Staat und sprach sich entschieden für die «freie weltliche Schule» als «erste Etappe in dem grossen Emanzipationskampf» aus. Und weiter: «Was während der letzten zehn Jahre auf dem Gebiet der ethischen Kultur getan wurde, das wurde, wenn nicht von der Sozialdemokratie, von den Freireligiösen, den Monistenbündlern oder wie sie sich sonst nennen mögen, getan.»

Die Monistenbündler, die Ossietzky erwähnt, hatten damals grossen Zulauf. Der Monismus war für Ossietzky wie für viele seiner Zeitgenossen eine Art Religionsersatz. Seine Anhänger propagierten die materialistischen, antikirchlichen Strömungen, denen Ossietzky mit seinem Artikel Mut machte. Der Deutsche Monistenbund wurde im Jahre 1906 gegründet, um die Lehren des Philosophen und Naturforschers Ernst Haeckel (1834-1919) zu verbreiten. Haeckel war Atheist. Kernpunkt seiner Lehre: Alles, was existiert, ist auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen. Dieses Prinzip liegt nicht ausserhalb der Welt, sondern ist in ihr begründet. Der Deutsche Monistenbund bekämpfte nach dem Ersten Weltkrieg den Antisemitismus und unterstützte die Friedensbewegung.

Von 1913 an gehörte der Gerichtsschreiber Ossietzky zu den regel-

mässigen Mitarbeitern der Wochenschrift ‚*Das freie Volk*‘. Geld bekam er für seine Beiträge nicht. Honorar konnte das Organ der Demokratischen Vereinigung nicht zahlen, jedenfalls nicht den nebenberuflichen Mitarbeitern, dafür war die Auflage von einigen tausend Exemplaren zu klein.

Ossietzky machte sich schon bald an Themen, die ihn am meisten bewegten. Eines davon war der Militarismus. Was ihn empörte und manchmal geradezu anwiderte, war die kritiklose Bewunderung vieler Menschen für alles, was eine Uniform anhatte. Das Bürgertum, so schrieb er in jenen Jahren, gefalle sich «in alberner charakterloser Lobhudelei und Beweihräucherung des Militarismus». In seinem Zorn über den Untertanengeist hat er später Sätze wie diese formuliert: «Die Menschen haben . . . nie gefragt, immer nur gegafft. Für das Schauspiel ist gesorgt, ebenso für ihr Muschknotenbedürfnis, die Knochen zusammenreissen, vor irgendeinem Obermotzen zu ‚melden‘.» Aber nicht nur die Bürger, auch die Kollegen von der schreibenden Zunft verhehlten eine kaum gebremste Vorliebe für das Zackige, Soldatische nicht. Ossietzky warf ihnen vor, «über die doch wahrhaftig ernstesten Liebknachtschen Enthüllungen Kübel läppischen Hohnes auszugiessen». Karl Liebknacht hatte im April 1912 in der Aussprache des Reichstages über die Wehrvorlage die engen Verbindungen zwischen der Firma Krupp und den staatlichen Rüstungsplanern offengelegt. Für Ossietzky stand damals, im Frühjahr 1913, bereits fest: «Jeder gute Bürger ist sich darüber klar, dass es demnächst – aber wann? – ‚losgehen‘ wird. Unser Platz an der Sonne muss ja behauptet werden.»

Den «Platz an der Sonne» – gleichberechtigt neben den anderen Weltmächten England, USA und Russland zu stehen – hatte schon Jahre vorher Wilhelm II. als Ziel seiner Regentschaft ausgegeben.

Verlobt mit einer englischen Suffragette

Als Carl von Ossietzky im Frühjahr 1913 über den «Platz an der Sonne» schrieb, war er bereits mit einer Engländerin verlobt. Ihr

Name: Maud Hester Lichfield-Woods, Tochter eines britischen Offiziers und einer indischen Fürstin, am n. Dezember 1888 in Haiderabad/Indien geboren. Maud Lichfield-Woods war eine politisch engagierte Frau, die, als sie Ossietzky kennenlernte, bereits unruhige und bewegte Jahre hinter sich hatte. In ihrem siebenten Lebensjahr starb ihr Vater während einer Urlaubsreise in England. Ein Jahr später erlag die Mutter in Haiderabad dem Typhus. Das Mädchen wurde in die Obhut einer Tante väterlicherseits nach England gegeben. Die Tante liess es in einem Internat erziehen-ein Leben, das dem Mädchen gar nicht behagte. «Von frühester Kindheit an versuchte man, mich in eine Schablone zu pressen.» In ihren Erinnerungen, die sie 1966 in der DDR unter dem Titel *„Maud von Ossietzky erzählt“* veröffentlichte, berichtet sie, dass sie bis zum 18. Lebensjahr nicht in einem Lehnstuhl sitzen durfte, sondern auf «stocksteifen Stühlen» Platz nehmen musste – «wegen der Haltung». Maud Hester Lichfield-Woods bewahrte jedoch keine Haltung, sondern brach aus dem Leben aus, das ihr Tanten und Verwandte zudedacht hatten, sobald sie volljährig war. Auf eigene Faust suchte sie sich eine Stelle als Krankenschwester in Manchester und schloss sich bald der radikalen Frauenrechtsbewegung an. Diese frühen Vorkämpferinnen für die Gleichberechtigung waren nicht zimperlich. Sie sprengten Versammlungen der etablierten Parteien und zogen demonstrierend durch London.

Bei einer dieser Demonstrationen, die zumeist von Emmeline Pankhurst, der Anführerin der englischen Suffragetten, geleitet wurden, machte Maud Lichfield-Woods sogar Bekanntschaft mit einem Londoner Polizeigefängnis. Drei Tage verharrten sie und die anderen Festgenommenen im Hungerstreik, dann war das Ziel erreicht: der Acht-Stunden-Tag für die Frau, die vorher zwölf und mehr Stunden täglich zu arbeiten hatte. Die engagierte Maud Hester gehörte auch zu jenen Damen, die am Sonntagmorgen im Londoner Hyde Park auf eine Seifenkiste kletterten und temperamentvoll mehr Lohn und das Wahlrecht für Frauen forderten.



*Unschuldspose einer Bürgerstochter:
Die 18jährige Maud Woods, Ossietzkys
spätere Frau, die schon früh für die
Gleichberechtigung der Frau eintrat.*



*Frauen unter strenger Aufsicht:
Fernsprechvermittlung im Handbetrieb
an der Schlüter Strasse in Hamburg,
eine Arbeit, die Nerven kostete.*



Verlobte: Maud Woods und Carl von Ossietzky, der manchmal eher schüchtern wirkte.

Rendezvous am Dammtor

Maud Hester Lichfield-Woods reiste gern und viel. Paris, Madrid und andere Hauptstädte waren für sie selbstverständliche Stationen. Die Reisebekanntschaft mit einer Hamburgerin führte sie schliesslich an die Elbe. An einem Januartag des Jahres 1912 sass sie am Marmortisch eines Cafés am Dammtor-Bahnhof und wartete auf einen Arzt, mit dem sie ein Rendezvous hatte. Nach einer halben Stunde trat ein schüchterner junger Mann an ihren Tisch. Er entschuldigte seinen Bekannten, den Arzt, der durch eine Operation verhindert sei, und wollte sich gleich wieder entfernen. Die Englän-

Januar 1912
Ossietzky lernt
Maud Hester
Lichfield-Woods
kennen

derin bat ihn, doch Platz zu nehmen. Schon nach wenigen Minuten entstand eine lebhafte Unterhaltung. Maud von Ossietzky: «Von seiner anfänglichen Schüchternheit war nichts mehr zu merken. Seine grossen blauen Augen in einem feingeschnittenen, jetzt nicht mehr blassen Gesicht unter glattem blondem Haar, blickten mich frei und offen an. Irgendwo habe ich sehr viel später dann gelesen, dass ich Carl auf einem Ball kennengelernt hätte. Das stimmt nicht: hier, in diesem kleinen Café, sind wir uns zum erstenmal begegnet. Es war im Januar 1912.»

Diesem Treffen folgten andere – in den Parks der Stadt und in den Vororten an der Elbe. Die Engländerin erfuhr, dass Carl von Ossietzky nicht, wie sie aufgrund seines Wissens zunächst annahm, Journalist oder Schriftsteller sei, sondern Gerichtsschreiber, der nebenberuflich für Zeitungen arbeitete. Ossietzky konnte ihr zum Beispiel mindestens soviel über die englische Suffragettenbewegung erzählen, wie sie selber wusste. Gemeinsam besuchten sie Ausstellungen und Museen. «Bei wichtigen Premieren sassen wir auf Galerieplätzen im Theater, begeisterten uns gemeinsam an guten Inszenierungen oder pfften auch gemeinsam schlechte Stücke aus.» Zwischen beiden entstand eine Beziehung, die über das gemeinsame Interesse an Politik und Kultur hinausging. Als Ossietzky sich über seine Gefühle klar wurde, eröffnete er ihr eines Tages – nach langem Zögern und Schweigen –, sie müssten Schluss machen. Sein Einkommen als Gerichtsschreiber sei zu gering, eine Besserung kaum zu erwarten. Vor Ablauf von zwölf Jahren könne er sich nicht binden. Seine Freundin war bestürzt. Dass sie in England ein Vermögen besass, konnte er nicht wissen. Sie verschwieg es bewusst, weil sie fürchtete, ein Hinweis auf Grundstückspapiere und Aktienbesitz könne Ossietzky in seinem Entschluss nur bestärken. Sie trennten sich, ohne ein neues Treffen zu verabreden.

Als die beiden sich Wochen später durch Zufall begegneten, unternahm Maud Hester einen letzten Versuch. Sie eröffnete Ossietzky, sie selber könne durch Sprach- und Bridge-Unterricht zu ihrem Lebensunterhalt beitragen. An diese Möglichkeit hatte Ossietzky gar nicht gedacht. Erleichtert atmete er auf und willigte ein, und die



*Maud von
Ossietzky
1916.*

19. August 1913
Heirat mit Maud
Hester Lichfield-
Woods

beiden beschlossen zu heiraten. Die Verlobung besiegelte Ossietzky mit einer sehr romantischen Geste. Bei einem Spaziergang an der Hamburger Alster knickte er von einem Blumenbeet eine weisse Rose ab und gab sie seiner Freundin. Maud von Ossietzky: «Ohne grosses Pathos, ohne Äusserlichkeiten hatten wir uns verlobt – nichts schien mir schöner als diese eben abgebrochene Rose. Doch plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, ein Polizist mit Notizbuch und gezücktem Bleistift neben uns, um Carl wegen seines Frevels aufzuschreiben und eine Strafe einzukassieren. Wir brachten vor Schreck kein Wort hervor. Carl fasste sich zuerst und gestand dem allzu eifrigen Hüter des Gesetzes, dass wir uns soeben verlobt hätten. Der Gute war offensichtlich gerührt und entfernte sich stillschweigend.»

Maud Hester Lichfield-Woods und Carl von Ossietzky wurden am 19. August 1913 in England getraut. Die Hochzeit fand auf Vermittlung einer Freundin in dem kleinen Ort Fairhaven bei Thundersley in der Grafschaft Essex statt. In einer aus dem 14. Jahrhundert stammenden Kirche gaben sich die beiden das Ja-Wort. Wie es damals und auch heute gelegentlich noch üblich ist, brachten englische Zeitungen kleine Notizen über die Trauung, in denen die Herkunft von Braut und Bräutigam, die Farbe der Hochzeitsgewänder und anderes beschrieben wurden: ein Stück «Hofberichterstattung», über das die beiden Ossietzkys sich sicher amüsiert haben.

Nach der Hochzeit mussten die Jungvermählten zum deutschen Konsulat, wo die Ehe bestätigt und damit auch nach deutschem Recht gültig wurde. Erst dort erfuhr Ossietzky, dass er eine wohlhabende Frau geheiratet hatte. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde das gesamte Vermögen der Maud von Ossietzky jedoch beschlagnahmt: Von da an besass keiner mehr als der andere.

Nachdem die Formalitäten erledigt waren, unternahmen die beiden eine Rundfahrt durch England. Die freien Tage gingen schnell dahin. Das «vermaledeite Grundbuchamt», wie Maud von Ossietzky es nannte, forderte sein Recht. Nach der Rückkehr gab es Ärger mit den Eltern, die vom Hochzeitstermin nichts erfahren hatten.

Vor allem die Mutter lehnte Maud von Ossietzky ab. Noch mehr als der familiäre Ärger bedrückte Carl von Ossietzky der Prozess, der ihm bevorstand. Es war das erste Verfahren, aber es sollte nicht das einzige bleiben.

Der Gerichtsschreiber vor Gericht

Trotz seiner Arbeit beim Gericht hatte Carl von Ossietzky seine journalistische und politische Nebentätigkeit immer weiter ausgebaut. Er schrieb nicht mehr allein für *„Das freie Volk“*, sondern inzwischen auch für die Blätter des Monistischen Bundes. Ausserdem war er Leiter des Ortsverbandes Hamburg der Demokratischen Vereinigung geworden und hielt in dieser Eigenschaft häufig Vorträge über Themen wie «Bürgerrechte» und «Militarismus».

Am 5. Juli 1913 erschien von Carl von Ossietzky in *„Das freie Volk“* ein Artikel mit der Überschrift *„Das Erfurter Urteil“*. Er behandelte den Schuldspruch eines Militärgerichts in Erfurt gegen drei biedere Soldaten, die sich wegen einer Rauferei verantworten mussten. Die Angeklagten hatten in einer Gastwirtschaft in Thüringen den Abschluss ihrer dreijährigen Militärzeit gefeiert und waren dabei mit einem Dorfgendarm zusammengeraut. Eine typische Kneipenkeilerei, bei der die Reservisten von dem Polizisten an die Luft gesetzt wurden. Der Ankläger im Militärgerichtsverfahren stilisierte das Ganze hoch zum «militärischen Aufruhr» und verlangte harte Zuchthausstrafen. Die Richter waren derselben Meinung und verurteilten die Angeklagten zu drei, fünf bzw. sieben Jahren Zuchthaus – Urteile, die allgemein Empörung auslösten.

Ossietzky artikulierte in seinem Artikel den Zorn der Öffentlichkeit sicherlich etwas schärfer als andere Kommentatoren. Er warf den Erfurter Kriegsrichtern vor, ein Exempel statuieren zu wollen: «Das bürgerliche Leben bringt eine höchst gefährliche Gleichmacherei mit sich», schrieb er bitter-ironisch. «Also muss daran erinnert werden, dass es noch Klassen gibt. Das ist die Aufgabe der Kriegsgerichte. Der Vorgesetzte wird gestreichelt, der Untergebene

5. Juli 1913

Artikel *„Das Erfurter Urteil“* in *„Das freie Volk“*

Mai 1914
Gerichtsverfahren
wegen öffentlicher
Beleidigung

wird gepeitscht. Das unverfälschte Prinzip der Reaktion, nackter Klassenegoismus.» Die Richter seien nicht einen Zentimeter von den grausamen Militärgesetzen abgewichen, obwohl während des Erfurter Prozesses der Reichstag eine Einschränkung der Militärjustiz debattiert habe.

Der Artikel ging zunächst in der allgemeinen Empörung unter. Erst als ihn eine Zeitschrift in Essen übernahm, schalteten sich die Ermittlungsbehörden ein. Zunächst wurde der zuständige Redakteur des Essener Blattes vernommen. Dann bekamen Carl von Ossietzky und der verantwortliche Redakteur der Zeitschrift *„Das freie Volk“*, Dr. Heinrich Glaser, eine Anklage wegen «öffentlicher Beleidigung» ins Haus geschickt.

Maud von Ossietzky begleitete ihren Mann und Dr. Glaser auf der Fahrt nach Berlin-Moabit, wo die Dritte Strafkammer im Mai 1914 den Fall verhandelte. Richter und Staatsanwalt hielten Ossietzky vor, seine Kritik hätte sich nicht gegen die Richter, sondern gegen das inzwischen geänderte Gesetz richten müssen. Der Staatsanwalt meinte darüber hinaus, Ossietzky habe dem Gericht nahegelegt, ein schweres Verbrechen auf sich zu laden, nämlich gegen geltendes Recht zu urteilen.

Der Verteidiger der beiden Angeklagten erwiderte, jemand, der wie Ossietzky vollkommen selbstlos ohne jegliches Honorar mit seinen Beiträgen im Interesse der Allgemeinheit wirke, habe ein Recht darauf, anders bewertet zu werden, als der Staatsanwalt dies soeben getan habe. Ossietzky selbst ergänzte, er habe mit seiner Kritik an den Erfurter Urteilen die Notwendigkeit der Abschaffung der Militärgerichtsbarkeit unterstreichen und die Abgeordneten des Reichstags zu entsprechenden Beschlüssen veranlassen wollen. Die Entscheidungen, die schliesslich im Reichstag gefallen seien, hätten ihn ja auch bestätigt.

Trotzdem: Der Staatsanwalt verlangte für beide Angeklagten je 300 Mark Geldstrafe oder 30 Tage Haft. In der Verhandlungspause vor der Urteilsverkündung liess Ossietzky sich von seiner Frau und Dr. Glaser nicht von seiner Entschlossenheit abbringen, die zu erwartende Strafe im Gefängnis abzusitzen statt zu zahlen. Die drei



*Ossietzky mit seinem
Markenzeichen:
Die berühmte goldene
Uhrkette.*

einigten sich auf einen Kompromiss. Wenn der Verlag für ihn die Summe nicht innerhalb einer bestimmten Zeit aufbringen könne, werde Ossietzky seine Strafe in der Haft absitzen. Er rechnete fest damit, dass die auflagenschwache Zeitschrift nicht in der Lage sein würde, die Summe zu beschaffen.

Das Urteil fiel etwas milder als erwartet aus: 200 Mark Geldstrafe, ersatzweise 20 Tage Haft. Ossietzky brauchte nicht ins Gefängnis, denn sein Blatt überwies den Betrag von 200 Mark schon nach wenigen Tagen. Maud von Ossietzky hob das Geld hinter dem Rücken ihres Mannes von ihrem Konto ab, brachte die 200 Mark zu Dr. Glaser und verpflichtete ihn zum Stillschweigen. Ossietzky hat nie erfahren, dass nicht der Verlag, sondern seine Frau die Geldstrafe bezahlt hat.

Einige Monate vor der Gerichtsverhandlung in Berlin fasste Ossietzky in beruflicher Hinsicht einen Entschluss, den er bald bereuen sollte. Mitte Januar 1914 reichte er bei der Hamburger Justizbehörde schriftlich die Kündigung zum 1. Februar ein. Nach reiflicher Überlegung wollte der 24-jährige das Schreiben endgültig zu seinem Beruf machen. Er war ohnehin schon mehr Journalist als Gerichtsschreiber.

7. Mai 1914

Ossietzky wird zu
200 Mark
Geldstrafe
verurteilt

1. Februar 1914

Ossietzky scheidet
aus dem
Justizdienst aus



Ein Platz an der Sonne

Mit seiner scharfen Kritik an den Urteilen des Erfurter Kriegsgerichts traf Ossietzky einen Nerv. Als der Artikel erschien, lief die geistige und militärische Mobilmachung für den bevorstehenden Weltkrieg bereits auf Hochtouren. Dieser Krieg war nicht, wie Historiker immer wieder behauptet haben, ein vorbeugender Schlag, ein Präventivkrieg, mit dem Deutschland seinen Nachbarn zuvorkam, auch nicht der Kampf eines Volkes um sein Überleben, sondern ein klar kalkuliertes Unternehmen, mit dem Deutschland



neben England, USA und Russland zur Weltmacht aufsteigen, den «Platz an der Sonne» einnehmen sollte. Bei der Aufteilung der Welt war Deutschland schon einmal zu kurz gekommen. Die wirtschaftlich wichtigen Kolonien besaßen die anderen. Jetzt, wo die Erde noch einmal zur Verteilung anstand – vermutlich zum letzten Mal, wie damals viele meinten –, sollte das Kaiserreich seinen «gerechten Anteil» bekommen, und zwar nach folgendem Plan:
– politisch durch die Isolierung des verhassten Konkurrenten England, was Deutschland freie Hand in Mitteleuropa und damit die Chance für den Zugriff auf Kolonien in Asien und Afrika sicherte,

*Strammstehen
und melden –
Einübung in
den deutschen
Untertanengeist.*

– militärisch durch einen beschleunigten Ausbau von Heer und Flotte, – ideologisch durch einen übersteigerten Nationalismus, durch den die anderen Staaten, in erster Linie England, als minderwertig, Deutschland dagegen in jeder Hinsicht als höherstehend dargestellt wurde. Im Rahmen dieser Kampagne galt der Krieg nicht nur als Ausdruck des Selbsterhaltungswillens des deutschen Volkes, sondern darüber hinaus als der schicksalhafte Auftrag, deutschen Geist und deutsche Kultur im Weltmassstab zu verbreiten. «Damit wurde dem Krieg gleichsam eine religiöse Weihe gegeben», schrieb 1961 der Hamburger Historiker Fritz Fischer.

An der geistigen Mobilmachung Deutschlands beteiligte sich die gesamte «Elite der Nation»: Schriftsteller, Historiker, Wirtschaftsmanager, Journalisten, Lehrer. Das Ergebnis im Sommer 1914 war eine wahre Kriegshysterie. Warnende Stimmen wie die Carl von Ossietzkys glichen Rufnern in der Wüste. Sie mussten den Menschen, die über die eigentlichen Kriegsziele nicht informiert waren, unverstündlich bleiben.

Im Februar 1914 trat Ossietzky für Entspannung ein, nannte es Pflicht aller, mit «gesetzlichen Mitteln» den Krieg zu verhindern – ein Standpunkt, der aus heutiger Sicht unrealistisch anmutet. Am 4. Juli 1914 – die Würfel waren längst gefallen – forderte Ossietzky die Demokraten in Deutschland auf, sich zusammenzutun, um die Katastrophe zu verhindern.

Gegen Ende des Jahres 1914 – die deutschen Soldaten marschierten längst gegen Russland und Frankreich – meldete sich Carl von Ossietzky wieder zu Wort. In der Wochenschrift des Monistenbundes, *Das monistische Jahrhundert* stellte er enttäuscht fest, dass es an «patriotischer Literatur» fehle, dass die Theaterleiter den «Hauch der eisernen Zeit» nicht gespürt hätten. Und er empfahl, auf «jene Werke zurückzugreifen, die für ewige Zeiten als stolze Säulen deutschen Nationalbewusstseins emporragen. Faust, Wieland, Götz, die Hermannsschlacht, Grabbes Napoleon».

Diese Sätze klangen anders als jene, die einige Monate zuvor unter seinem Namen erschienen waren. War Ossietzky also ein Opportu-

nist? Kurt Grossmann meint in seinem Buch ‚*Ossietszky – ein deutscher Patriot*‘, dass dieser zwar Antimilitarist aus demokratischer Überzeugung gewesen sei, aber kein Revolutionär, auch kein so radikaler Kriegsgegner, dass er aus prinzipiellen Gründen den Dienst mit der Waffe verweigert hätte. Ausser dem Artikel in der Zeitschrift des Monistenbundes finden sich keine Zeugnisse dafür, dass Carl von Ossietszky vor dem «eisernen Zeitgeist» kapituliert hätte. Eher das Gegenteil lässt sich beweisen. Anhaltende Warnungen vor Wettrüsten und Fortsetzung des Krieges bestimmen sein Denken und Handeln während der Kriegsjahre.

Für die Front untauglich

Der Ausbruch der Kämpfe im August 1914 hatte Folgen für jede Familie, für jeden einzelnen. Gleich in den ersten Kriegstagen wurde Ossietszky gemustert. Der Militärarzt stuft ihn als untauglich für den Waffendienst an der Front ein. Erleichtert kehrte er nach Hause zurück. Dort erwarteten ihn andere Sorgen. Das junge Ehepaar war mit den Eltern zusammengezogen. Rosalia von Ossietszky-Walther, die Oberschlesierin, die sich nichts aus der Hand nehmen liess, und Maud von Ossietszky, die Tochter eines britischen Offiziers und einer indischen Fürstin (was man ihr ja auch ansah) – das konnte nicht gutgehen. Kurzum, die Konflikte und Streitereien häuften sich. Und in mancher Hinsicht wird auch die englisch-feindliche Propaganda das häusliche Klima beeinträchtigt haben. Denn Maud von Ossietszky hatte mehr als einmal das Gefühl, ihre Schwiegermutter mache sie persönlich für den Ausbruch des Krieges mitverantwortlich.

Ein weiteres Problem stellte sich ein. Mit Kriegsbeginn versiegten für Carl von Ossietszky mit einem Schlag fast alle Einnahmequellen. Das Blatt der Demokratischen Vereinigung ‚*Das freie Volk*‘ erschien nicht mehr, andere Zeitschriften kamen nur noch unregelmässig heraus. Ihre Herausgeber waren zwar noch an Beiträgen interessiert, jedoch nicht an Arbeiten von Leuten wie Ossietszky, die

August 1914
Der Erste
Weltkrieg beginnt

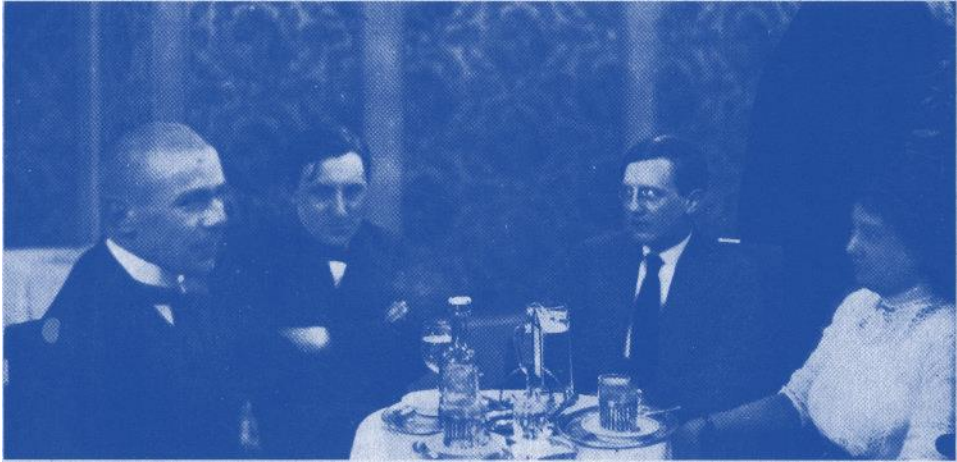
den Hurra-Patriotismus nicht mitmachen wollten und den Waffengang mit wachsendem Misstrauen verfolgten.

In ihrer finanziellen Zwangslage kam den jungen Eheleuten eine Idee. Sie stellten fest, dass in der «historischen Stunde», die Deutschland mit dem Kriegsbeginn erlebte, ein grosser Bedarf an Literatur- und vor allem Geschichtskenntnissen bestand. Also boten sie über Freunde und Bekannte den Söhnen wohlhabender Hamburger Nachhilfekurse an. Stundenlang bereitete sich Carl von Ossietzky in der Staatsbibliothek auf den Unterricht vor. Seine häuslichen Sorgen und seine Verzweiflung über die Wochen und Monate, die unproduktiv verstrichen, waren verschwunden.

Der Sohn eines Bankiers und der Sprössling eines Reeders waren die ersten Schüler. Ihnen gefiel der Unterricht. Sie brachten beim nächsten Mal Freunde mit, und bald konnte das Zimmer die Zuhörer kaum noch fassen. Ausser Jugendlichen kamen auch Erwachsene, die Väter der Jungen und Mädchen. Für sie luden die Ossietzkys zumeist einen Prominenten aus der Hamburger Kulturszene ein, der eine kurze Einleitung sprach, bevor Ossietzky mit seinem Vortrag begann. Mit Vorliebe behandelte er Dichter, die er selber am meisten schätzte: Frank Wedekind, August Strindberg, George Bernard Shaw, Oscar Wilde. So entstand bei Maud und Carl von Ossietzky einer jener Zirkel, die später in den zwanziger Jahren beliebt und berühmt wurden.

Das Geld, das durch die Kurse sowie durch den Sprach- und Bridge-Unterricht von Maud von Ossietzky hereinkam – jeder zahlte eine Mark in die Haushaltskasse –, half zwar über die grössten Engpässe hinweg, langte jedoch bei weitem nicht. Ende 1914 tat Ossietzky einen ihn demütigenden Schritt. Er bat die Justizbehörde, ihn wieder einzustellen.

Der Bittgang erfolgte schriftlich. Der Brief ist Teil der schon erwähnten Personalakte. Ossietzky begründete seinen Wunsch damit, dass der Ausbruch des Krieges ihn in seinem Beruf als Journalist schwer getroffen habe. In dem Brief heisst es weiter: «Ich habe nun monatelang gegen diese ungünstigen Verhältnisse angekämpft, aber in meinem Beruf ist eine Besserung nicht zu erwarten, eher ver-



Seltenes Vergnügen: Maud und Carl von Ossietzky (2. v. l.) im Kreis von Freunden.

schlechtem sich die Dinge von Woche zu Woche. Ausserdem bin ich verheiratet, und so klein mein Haushalt auch ist, so könnte ich ihn doch mit meinem jetzigen Einkommen kaum aufrechterhalten . . . Ich möchte dringend bitten, mich von Neuem einzustellen.» Die Justizbehörde stellte ihn wieder ein, und zwar dort, wo er zuletzt gearbeitet hatte, in der Schreibstube des Grundbuchamtes. Ab Januar 1915 war der Journalist Carl von Ossietzky wieder Gerichtsschreiber. Eineinhalb Jahre übte er seine alte Tätigkeit aus, dann kam im Juni 1916 der Stellungsbefehl. Sein häufig angeschlagener Gesundheitszustand, der ihn zunächst vor dem Waffendienst bewahrt hatte, beeindruckte die Militärärzte nicht mehr. Der Krieg brauchte Menschen. Das Morden an der Front wirkte sich aus.

1. Januar 1915
Wiedereintritt in
den Justizdienst

Mit dem Spaten an die Front

Mitte 1916 wurden zu Tausenden jene geholt, die bisher verschont geblieben waren. Am 14. Juni 1916 rückte auch der 26jährige Ossietzky zum Heeresdienst ein. Als Armierungssoldat wurde er an

14. Juni 1916
Ossietzky wird
Soldat

der Westfront zum Stellungen- und Strassenbau eingesetzt. Im Landerjargon war er ein «Grabenschwein».

Auch als Soldat mit der Schaufel blieb Ossietzky Pazifist. Er verfasste Beiträge, von denen einige im Monatsblatt des Monistenbundes, Ortsgruppe Hamburg, erschienen. Und er erzählte den anderen Soldaten, was er von diesem Krieg hielt. «Er lernte den Krieg kennen und hassen. Er betrachtete ihn als dirigierten und organisierten Massenmord,» schrieb seine Tochter Rosalinde später.

Die Artikel für den Monistenbund in Hamburg gingen meistens mit der Feldpost an seine Frau und wurden von ihr weitergeleitet. Die Beiträge geben Aufschluss darüber, was Ossietzky beim Ausheben von Stellungen beschäftigte. Ende 1917 stellte er fest: «Die Politisierung des deutschen Volkes ist eine Tatsache.» Der Zeitpunkt sei nicht mehr fern, «wo es zu einem grossen Entscheidungskampf zwischen Fortschritt und Reaktion kommen muss.»

Ein halbes Jahr später, Mitte 1918, war das Ende des Krieges in Sicht. Einzelne Vorstösse der deutschen Truppen an der Westfront hatten nichts eingebracht. Die Alliierten formierten sich zur Gegenoffensive. Ossietzky in einem der Aufsätze: «Das geistige Fundament des Krieges wankt... So manche freiwillige Gulaschkanone, in der noch vor Jahresfrist die unheimlichsten Reventlow-Suppen brodelten, verzapft heute Milch der frommen Denkungsort.

Schwärmt für Verständigungsfrieden, Völkerbund, Gesellschaft der Nationen . . . Der Geist von 1914 hat sich in sein Gegenteil verkehrt.» Etwas anderes hatte sich ebenfalls geändert. Ossietzky: «Mit rohem Gebrüll, alle Pforten einstampfend, so brach der Krieg in das alte Erdenhaus ein. Schüchtern durch die Hintertür tritt die Menschlichkeit wieder ein.»

Wovon Ossietzky an der Front nichts merkte: In Hamburg nahmen die Spannungen zwischen seinen Eltern und deren Schwiegertochter zu. Fast täglich gab es Reibereien. Maud von Ossietzky hatte es eines Tages satt: Sie packte ihre Habseligkeiten in einen Koffer und zog in eine Pension. In dieser Pension hatte der Krieg eine bunte Gesellschaft zusammengewürfelt. Vor einigen Nachbarn musste sich Maud von Ossietzky besonders in Acht nehmen, denn sie



Zweimal mußte Ossietzky (2. v. l.) ins Lazarett: 1917 und 1918.

klaute alles, was sich nur irgendwie zu Geld machen liess.

Im Frühjahr 1917 erkrankte Carl von Ossietzky an der Front. Er kam in ein Lazarett, erhielt, als er wieder gesund war, Heimaturlaub und durfte anschliessend drei Monate in der Hamburger Kommandantur arbeiten. Die Nahrungsmittel waren zu dieser Zeit bereits knapp, der Schwarzmarkt blühte, und das Geld verlor immer mehr an Wert. Dennoch waren Maud und Carl von Ossietzky glücklich, für einige Wochen wieder Zusammenleben zu können. Daran tat auch die Enge in dem kleinen Pensionszimmer keinen Abbruch.

Ein Bekannter verhalf Maud von Ossietzky zu einer Beschäftigung beim Roten Kreuz in Hamburg, wo sie englische und französische Schriftstücke übersetzte. So konnte Ossietzky mit der Gewissheit an die Front zurückkehren, dass seine Frau keine Not zu leiden brauchte. Das Kriegsende erlebte er an der Westfront. Als im November 1918 im französischen Compiègne der Waffenstillstand geschlossen wurde, hielt er sich mit der sechsten Armee in der Nähe von Brüssel auf. Ossietzky und die anderen Soldaten warfen die Schaufeln weg. Jeder sah zu, wie er möglichst schnell nach Hause kam.

Frühjahr 1917
Lazarettaufenthalt,
anschliessend auf
Heimaturlaub

**11. November
1918**
Abschluss des
Waffenstillstandes
in Compiègne

Januar 1919
Rückkehr nach
Hamburg;
Austritt aus dem
Justizdienst

Wieder in Hamburg

Maud von Ossietzky musste sich noch eine Zeitlang gedulden, bis sie ihren Mann begrüßen konnte. Heimkehrende Soldaten berichteten zwar, dass Ossietzky gesund und wohlbehalten, dass er sehr beliebt gewesen sei – so habe er ihnen beim Abfassen ihrer Briefe geholfen –, aber von ihm selbst war nichts zu sehen. Erst Anfang Januar 1919 kehrte er von der Front zurück.

Ossietzky erledigte zunächst einmal eine wichtige Formalität: Er kündigte ein zweites Mal beim Amtsgericht. Jetzt konnte er sicher sein, dass dieser Schritt endgültig war. Der Krieg war zu Ende, ein neuer Anfang sollte gemacht werden – genügend Stoff für einen politischen Journalisten und angehenden Schriftsteller. Das Entlassungsgesuch, vermutlich zurückdatiert auf den 2. Januar 1919, war kurz gehalten.

Die Justizbehörde war einverstanden. Die Justizkasse wurde angewiesen, den Gerichtsschreiber Ossietzky «aus der Kranken- und Invalidenversicherung, aus der Versicherungskasse und der Angestelltenversicherung» abzumelden. Das behördliche Zeugnis war ohne Makel: «Er hat die ihm übertragenen Arbeiten zur vollen Zufriedenheit ausgeführt. Seine dienstliche Führung war ohne Tadel.»

Geburtswehen der Republik

Als Carl von Ossietzky im Frühjahr 1919 anfang, sich in seiner Heimatstadt wieder einzuleben, waren für die Zukunft der neuen Republik bereits wichtige Vorentscheidungen gefallen. Die Sozialdemokraten, die mit dem Krieg zunächst nichts hatten zu tun haben wollen, ihn dann aber doch durch die Bewilligung der erforderlichen Kriegskredite gutgeheissen hatten und schliesslich zu Tausenden begeistert ins Feld gezogen waren, die Sozialdemokraten durften nun das Erbe des gescheiterten Grossmachtunternehmens antreten.

Im September 1918 hatten die einst siegreichen Feldherren von

Hindenburg und Ludendorff erkannte, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Auflösungserscheinungen an der Front, Aufruhr im Inneren, weil Hunger und Not unerträglich wurden – dies waren deutliche Zeichen der Niederlage. Beide Feldherren sprachen sich in Telegrammen an Reichskanzler Prinz Max von Baden für sofortige Waffenstillstandsverhandlungen aus. Wilhelm II. floh nach Holland und dankte ab. Da wollte auch der Reichskanzler nicht mehr Reichskanzler sein. Prinz Max von Baden übertrug die Macht einem «Rat der Volksbeauftragten», an dessen Spitze der Sozialdemokrat Friedrich Ebert stand. Ebert, Sohn eines Schneidermeisters, gelernter Sattler, dann Redakteur, übernahm sein Amt am 9. November 1918. Eine Welle der Erleichterung ging durch das Land. Am 10. November 1918 feierten Hunderttausende am Berliner Tiergarten die künftige Republik, die eine sozialistische Republik sein sollte, jedenfalls eine gerechte, in der auch die Armen und Unterdrückten am Wohlstand teilhaben sollten. Die im Januar 1919 gewählte Verfassung gebende Nationalversammlung verabschiedete am 11. August 1919 in Weimar die Reichsverfassung. Es war der Gründungstag der ersten deutschen Republik auf demokratisch-parlamentarischer Grundlage.

Friedrich Ebert, Kanzler der Übergangsregierung, fürchtete, mit seinem Kabinett ein ähnliches Schicksal zu erleiden wie gut zwei Jahre zuvor der russische Sozialdemokrat Kerensky, dessen Regierung von der Oktoberrevolution hinweggefegt worden war. Aus diesem Grund verbündete Ebert sich mit General Wilhelm Groener von der Obersten Heeresleitung. Der Pakt des Sozialdemokraten mit den alten Mächten fand die ausdrückliche Billigung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Die Armee sollte der Regierung den Rücken freihalten, damit ein Räteystem nach russischem Vorbild verhindert wurde. Das Ende der Arbeiter- und Soldatenräte war damit nur noch eine Frage der Zeit.

Solche Arbeiter- und Soldatenräte hatten sich spontan in fast allen grösseren Städten gebildet. Sie sollten den sozialen Umsturz, die Revolution also, bewirken. Die meisten dieser revolutionären Organe besaßen jedoch keine klaren politischen Vorstellungen, vor

November 1918
Kaiser Wilhelm II.
flieht nach
Holland

9. November 1918
Friedrich Ebert
wird
Regierungschef

11. August 1919
Verfassung der
Weimarer
Republik
verabschiedet

allem nicht die Fachleute, die in der Lage gewesen wären, den Verwaltungs- und Lenkungsapparat eines Industriestaates zu übernehmen. Daher beschränkten sich die Arbeiter- und Soldatenräte zunächst darauf, Ruhe und Ordnung zu sichern, die Versorgung mit Lebensmitteln zu organisieren und die Verwaltung, soweit dies möglich war, zu kontrollieren. Auch aus diesen Bereichen wurden sie bald verdrängt. Die Revolution, die Ablösung der alten Ordnung, die doch schon greifbar nahe zu sein schien, fand in Deutschland nicht statt.

Ein weiteres Datum aus den November-Tagen von 1918 ist für die Zukunft der ersten deutschen Republik wichtig. Am 11. November 1918 wurde in Compiègne im französischen Departement Oise der Waffenstillstandsvertrag unterschrieben. Aber nicht etwa ein deutscher General setzte seine Unterschrift unter das Dokument. Das überliessen die Militärs einem Zivilisten, dem Zentrumsolitiker Matthias Erzberger. Damit besaßen die Gegner der Weimarer Republik von Anfang an eine demagogische Plattform, von der aus sie den Parteien, den Pazifisten, den Linken überhaupt, die Schmach des verlorenen Krieges, die Schande der Niederlage, zuschieben konnten. Nicht die Armee hatte den Krieg verloren, sondern Zivilisten waren ihr in den Rücken gefallen.

28. Juni 1919
Versailler Vertrag

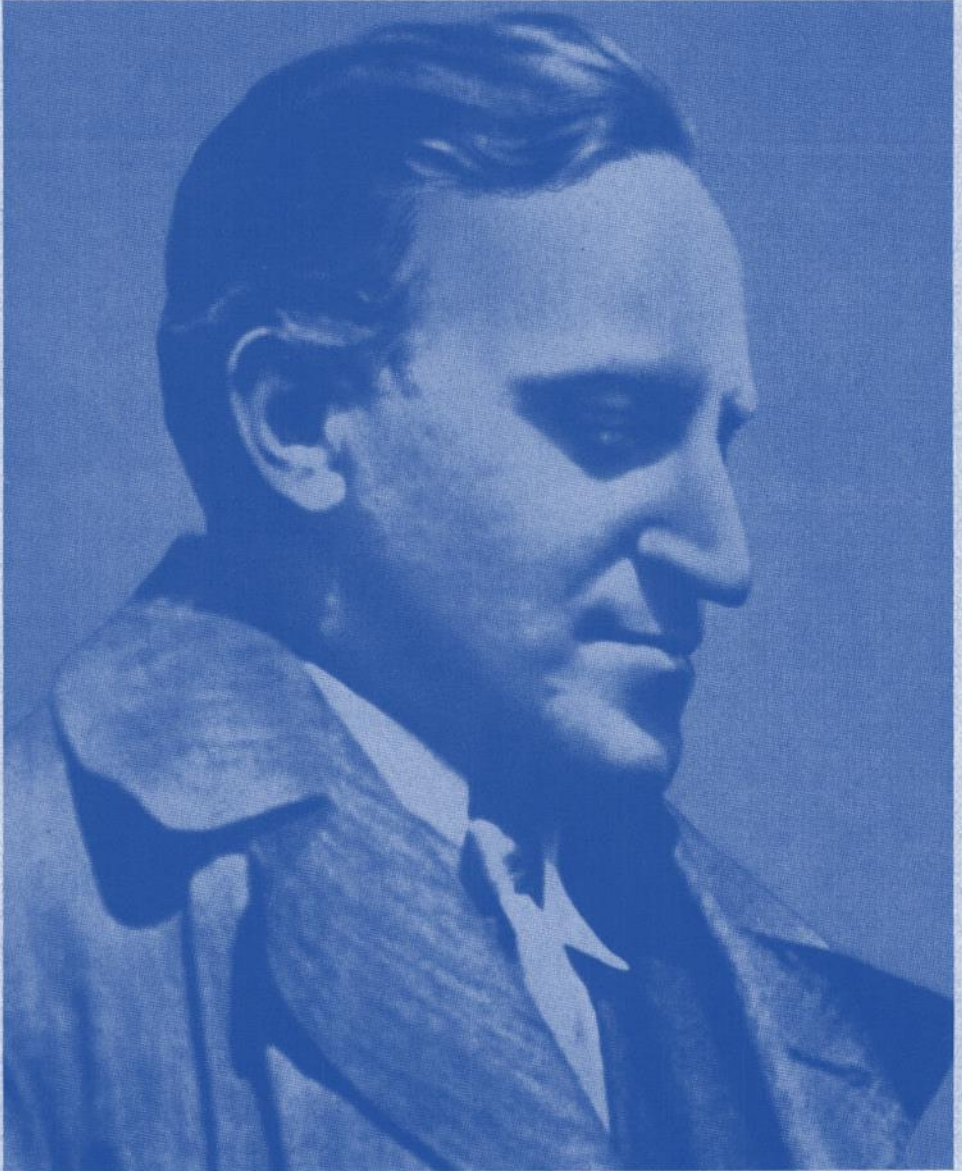
Noch ein drittes Ereignis aus der Entstehungsphase der Republik ist wichtig für das Verständnis dessen, was danach kam. Am 28. Juni 1919 wurde der Frieden von Versailles vom Deutschen Reich und 27 anderen Staaten unterzeichnet. Der Waffenstillstand von Compiègne sah bereits die Auslieferung eines Grossteils des Kriegsmaterials und die Verpflichtung zum Schadenersatz vor. Aber was der Versailler Vertrag dem geschlagenen Deutschland auferlegte, war eine Lektion, wie sie die Geschichte bis dahin nicht gekannt hatte. Die deutschen Unterhändler, die nicht zum Verhandeln, sondern nur zum Unterschreiben zugelassen wurden, versuchten noch, durch einen Gegenvorschlag das Schlimmste zu verhindern. Mit der Drohung, Deutschland unverzüglich zu besetzen, erzwangen die Alliierten jedoch die Unterschriften.

Der Vertrag selbst umfasste insgesamt 440 Artikel. Sie regelten

Grenzfragen und Gebietsabtretungen. Das deutsche Reichsheer durfte fortan nur noch aus 100'000 Freiwilligen bestehen. Schweres Kriegsgerät wie Flugzeuge und Panzer waren verboten. Schliesslich verpflichtete der Vertrag Deutschland zur sofortigen Zahlung von 20 Milliarden Mark. Die Gesamtforderung sollte später ermittelt werden. Sie belief sich zunächst auf 269 Milliarden Goldmark, zahlbar in 42 Jahresraten. Dieser Betrag wurde auf 132 Milliarden Goldmark herabgesetzt. Alles in allem enthielt der Vertrag moralische und materielle Belastungen, die Deutschland in diesem Umfang nicht verkraften konnte.

*Arbeiter
übernehmen
eine Garnison.*





Der politische Publizist

Carl von Ossietzky hatte mit der Kündigung beim Amtsgericht einen Strich unter seine Vergangenheit gezogen. Die Zukunft konnte beginnen. Entschlossen machte er sich an die Arbeit, zuerst bei den Arbeiter- und Soldatenräten in Hamburg. Für sie verfasste er Flugblätter und organisierte Versammlungen. Ausserdem knüpfte er Verbindungen zur Deutschen Friedensgesellschaft, die in Hamburg eine eigene Ortsgruppe hatte. Im Juni 1919 veröffentlichte er einen Aufsatz unter der Überschrift ‚*Der Anmarsch der neuen Reformation*‘. Mit teils nüchternen, teils sarkastischen Bemerkungen bilanzierte Ossietzky in dem Artikel die Anfangsphase der November-Revolution. Diese Bilanz war aus seiner Sicht so, «dass einem die Augen übergehen können». Denn «... wir stellen fest, dass alle die schönen Dinge, die wir im November in Feindesland gelassen zu haben glaubten, uns nachgehumpelt sind . . . Revolution hat bisher Bruch mit der Vergangenheit bedeutet. Die deutsche hat den bedenklichen Vorzug, diese Vorstellung gründlich revidiert zu haben . . . O nein, unsere Revolution ist keine Kopie der französischen. Sie ist deutsch bis auf die schwachen Knochen. Wir haben zwar gleichfalls ‚Berg‘ und ‚Ebene‘. Aber sie sind bei uns gleich flach.»

Ab Januar 1919
Tätigkeit im
Arbeiter- und
Soldatenrat
Hamburg

Ossietzky äusserte in dem Artikel Verständnis für die Schwierigkeiten, die «neue Gesellschaft» aufzubauen. Schier unmöglich sei es, aus der Armut eine neue Wirtschaft, eine neue soziale Gliederung zu schaffen. Statt revolutionäre Phrasen zu dreschen, empfahl er eine «geistige Wiedergeburt», eine Reformation, die «Durchsetzung der Köpfe mit neuem Geist». Ossietzkys Programm: «Wir müssen den Menschen schaffen, der über keine Tradition mehr stolpert.

Wir müssen den Menschen schaffen, dem kein Staat, keine Partei

mehr befehlen darf: Du sollst töten! oder: Du sollst dich töten lassen!

Wir müssen den Menschen schaffen, der nicht mehr die Geißel des Hungers kennt.

Wir müssen den Menschen schaffen, frei in seinem Gewissen, von keiner Instanz beeinträchtigt.

Wir müssen den autonomen Menschen schaffen, durch nichts gebunden als durch das Bewusstsein, dass Millionen sein Schicksal teilen.»

Der Aufsatz ‚*Der Anmarsch der neuen Reformation*‘ zeigt die typische Mischung von Ironie, Sarkasmus und gleichzeitig intellektuellem Ernst, die die meisten seiner Artikel kennzeichnet. Ossietzkys Sprache ist schärfer geworden, seine Feder kennt kaum noch Umwege, direkt steuert er den Kern an, das Grundsätzliche, das, was hinter der Sache steckt.

Von Hamburg nach Berlin

Mitte 1919 setzte Carl von Ossietzky eine Reihe von Beiträgen ab, aber sie brachten nicht viel Geld in die Haushaltskasse. Dies bedrückte das Ehepaar Ossietzky umso mehr, als es zum Jahresende Nachwuchs erwartete. Von seinem Einkommen als freier Journalist konnte Ossietzky keine Familie ernähren. Deshalb war er ganz erleichtert, als Professor Ludwig Quidde ihn fragte, ob er nicht Sekretär der Deutschen Friedensgesellschaft in Berlin werden wolle. Professor Quidde leitete die Friedensgesellschaft seit 1914. Er hatte sie mit einiger Mühe über die Kriegsjahre hinweg aufrechterhalten. Pazifisten waren (und sind es wohl noch immer) den Militärs ein Dorn im Auge. Quidde und andere Persönlichkeiten der deutschen Friedensbewegung standen während des Krieges unter Polizeikontrolle. Zu den leidenschaftlichen Anhängern der Friedensidee gehörte übrigens auch der Physiker Albert Einstein, der für den ‚*Bund Neues Vaterland*‘ wirkte, eine republikanische Vereinigung, die für Völkerfrieden und Verständigung unter den Natio-

Mitte 1919 –
30. Juni 1920
Sekretär der
Deutschen
Friedens-
gesellschaft, Berlin



*Ossietzky 1919:
Pose für die
neue Kamera
eines Freundes.*

nen eintrat. Auch Käthe Kollwitz, Bildhauerin und Zeichnerin, sowie viele andere Intellektuelle schlossen sich der Friedensbewegung an. Ossietzky eröffnete die Tätigkeit als Sekretär der Deutschen Friedensgesellschaft die Aussicht auf ein regelmässiges, wenn auch bescheidenes Einkommen. Ausserdem liess sie Zeit für journalistische und schriftstellerische Arbeiten. Als Sekretär war Ossietzky auch verantwortlich für das Mitteilungsblatt der Friedensgesellschaft. Seine erste Aufgabe war, den Pazifistenkongress vom 13. bis 15. Juni 1919 in Berlin zu organisieren. Debatten über die Kriegsschuld der Deutschen, über den Versailler Vertrag und die damit übernommenen, noch unbestimmten Reparationsleistungen bestimmten den Kongress. Nach langen Auseinandersetzungen verabschiedeten die Teilnehmer eine Resolution: «Die Versammlung protestiert, ohne die schwere Schuld Deutschlands am Kriegsausbruch zu verkennen, gegen die Versailler Friedensbedingungen.»

Carl von Ossietzky hielt sich bei den Debatten zurück. Er hatte es übernommen, das Protokoll zu überarbeiten. In seinem Vorwort umriss er die Bedeutung des Kongresses: «Er (der Kongress) ist in



Herbst 1919
Übersiedlung nach
Berlin

**21. Dezember
1919**
Geburt der
Tochter Rosalinde

13. März 1920
Kapp-Putsch

Deutschland die erste wirkliche Heerschau des Pazifismus nach dem Krieg gewesen. Und aus seiner Beurteilung im Inland wie im Ausland lässt sich nur der Schluss ziehen: ohne den Pazifismus geht es in Deutschland nicht mehr, ohne die tätige Mitwirkung des pazifistischen Geistes ist eine deutsche Neugestaltung nicht denkbar.» Diese Einschätzung war sicher übertrieben. Aber immerhin verdoppelte sich die Mitgliederzahl der Friedensgesellschaft seit Kriegsende auf 12'000.

Im Herbst 1919 siedelte Ossietzky endgültig von Hamburg nach Berlin über. In der Nähe des Tiergartens an der Genthiner Strasse Nr. 22 mietete er eine Wohnung. Am 21. Dezember 1919 wurde Ossietzkys Tochter Rosalinde geboren.

Kapp-Putsch: Schlag von rechts

Wie brüchig das Fundament war, auf dem die Weimarer Republik ruhte, das sollte Carl von Ossietzky bald aus nächster Nähe miterleben. Seit dem 10. Januar 1920 war der Vertrag von Versailles in Kraft. Zehntausende von Soldaten mussten im Frühjahr 1920 die Uniform an den Nagel hängen, ohne dass ihnen jemand Aussicht auf eine Beschäftigung gab. Auf Betreiben der Interalliierten Kontrollkommission sollten als erste die Marinebrigaden Ehrhardt und Löwenfeld aufgelöst werden, die dem General Walther von Lüttwitz unterstanden. Lüttwitz weigerte sich und liess stattdessen die Brigade Ehrhardt auf Berlin marschieren. Damit begann der Putsch, den rechtsgerichtete Militärs und Politiker, darunter der ostpreussische Landschaftsdirektor Wolfgang Kapp, schon Monate zuvor geplant hatten.

Als Carl von Ossietzky von dem Umsturz hörte, brachte er zunächst seine Frau in Sicherheit und tauchte – wie viele seiner Freunde – für einige Tage unter. Die Brigade Ehrhardt nahm Berlin kampfflos. Die Regierung floh nach Dresden und dann nach Stuttgart, nachdem ihr die Reichswehr den Schutz versagt hatte. Das Ebert-Groener-Bündnis funktionierte nur in einer Richtung, und

zwar, wenn es gegen die Linke und ihre Anhänger ging.

Fünf Tage hielten sich Kapp und seine Leute an der Macht, dann kapitulierten sie angesichts eines Generalstreiks, den es bis dahin in Deutschland noch nicht gegeben hatte. Selbst Polizisten und andere Beamte machten Dienst nach Vorschrift und liessen sich auch durch Drohungen wie: Ungehorsam durch sofortiges Erschiessen zu ahnden, nicht beeindrucken. «Berlin war eine tote Stadt geworden, in der die wenigen tausend Landsknechte, aus dem Baltikum kommend, sich sehr bald unwohl zu fühlen begannen», schrieb Kurt Grossmann später.

Der Putschist Kapp floh ins Ausland. Der mit seinem Namen verbundene Putsch hatte noch ein böses Nachspiel, als im Ruhrgebiet Gewerkschaften den Generalstreik fortsetzten. Sie wollten endlich statt der Weimarer Koalition mit den bürgerlichen Parteien eine Arbeiterregierung an der Macht sehen. Jetzt zögerte die Reichswehr nicht, Truppen einzusetzen. Mit Billigung des sozialdemokratischen Verteidigungsministers Noske schossen Soldaten auf Arbeiter. Bei der Zerschlagung der Reste des vorwiegend von Kommunisten getragenen Widerstandes taten sich einige Kapp-Formationen hervor, die wegen ihrer Rebellion nicht zur Rechenschaft gezogen worden waren.

Ossietzkys Kommentar zum fehlgeschlagenen Kapp-Putsch: «Noch niemals ist eine Bande von Usurpatoren so schnell fortgefegt worden wie die Kapp und Genossen. Noch niemals hat eine Volksparole eine so schnelle und gewaltige Wirkung gehabt wie die Aufforderung zum Streik. Sie war die eigentliche demokratische Parole, die die Grenzen zwischen den Links- und Mittelparteien niederlegte und für wenige Tage das ganze arbeitende Deutschland einigte.» Aber gleichzeitig mahnte Ossietzky zur Wachsamkeit: «Die Gefahr ist nicht geringer geworden, Kapp ist abgereist, seine anonymen Paladine sind geblieben.»

Der Kommentar erschien am 1. April 1920 in der ‚*Berliner Volkszeitung*‘, dem Blatt der Schuhmacher und Schneider, wie einige es nannten. Der Sekretär Carl von Ossietzky hatte sich an seiner neuen Arbeitsstelle eingearbeitet und bereits erkannt, dass er in der Zent-



*Kapp-Putsch:
Gepanzerte
Autos mit
Hakenkreuzen.*



Für die Berliner 1921 ein ungewohntes Bild: Frauen kämpfen für eine Idee. Stehend: Maud von Ossietzky. Links neben ihr: Die Frau von Albert Einstein. Sie verteilen am Berliner Lustgarten Flugblätter der «Nie-wieder-Krieg»-Bewegung.

rale der Deutschen Friedensgesellschaft nicht lange bleiben würde. Der 62jährige Quidde liess ihm wenig Platz zur Verwirklichung eigener Ideen. Hinzu kamen politische Meinungsverschiedenheiten. Ossietzky beurteilte die meisten politischen Fragen sehr viel radikaler als seine pazifistischen Freunde auf dem gemässigten Flügel der Friedensbewegung. Am 30. Juni 1920 beendete er seine Tätigkeit bei der Deutschen Friedensgesellschaft. Trotz der Gegensätze schied er in gutem Einvernehmen. Die enge Verbindung zu den Pazifisten blieb auch in den folgenden Jahren bestehen.

«Nie wieder Krieg»

Bei der nebenamtlichen Mitarbeit für die ‚*Berliner Volks-Zeitung*‘ hatte Ossietzky ständigen Kontakt mit dem wichtigsten Mann der Redaktion, Karl Vetter. Vetter, ein waschechter Berliner, war vom Typ her beinahe das Gegenteil von Ossietzky. Ein quicker, ehrgeiziger Journalist, ein Organisationstalent, der es verstand, gute Schreiber an sein Blatt zu holen. Einer von ihnen war Carl von Ossietzky, ein anderer Dr. Kurt Tucholsky. Ossietzky wechselte schliesslich ganz in die Redaktion der ‚*Volks-Zeitung*‘ über, die in dem bekannten Verlagshaus Rudolf Mosse erschien und eine Auflage von 150'000 Exemplaren hatte. Bei dieser Zeitung lernte Ossietzky – mit etwas Verspätung – das journalistische Handwerk, zum Beispiel wie man eine Seite «umbricht», oder «spiegelt», das heisst graphisch gestaltet.

Bei einer der regelmässigen Redaktionsbesprechungen, an denen häufig auch Tucholsky teilnahm, entstand die Idee, ein Gegengewicht zu den traditionellen Kriegsteilnehmerverbänden zu schaffen. Vetter, Ossietzky und Tucholsky ging es darum, die Ursachen des Krieges ins öffentliche Bewusstsein zu heben. Der einprägsame Slogan für ihre Kampagne lautete: «Nie wieder Krieg.»

«Nie wieder Krieg» hatte als Parole am 4. August 1919 über einer Sonderausgabe der ‚*Volks-Zeitung*‘ gestanden. Ab 1920 fanden in Berlin am Lustgarten Anfang August regelmässig Friedenskundgebungen statt. Sie wurden von Ossietzky mitorganisiert, der auch Flugblätter verteilte, die er meistens selber verfasst hatte. Kurt Grossmann erinnert sich an diese Kundgebungen: «Da es noch keine Lautsprecher gab, brauchte man Dutzende von Rednern, die von verschiedenen Punkten aus zur Menge sprachen. Albert Einstein gehörte oft zu ihnen. Ossietzky fuhr mit ihm im Auto umher, und man jubelte dem grossen Gelehrten und Friedensprediger begeistert zu. Das war in den frühen zwanziger Jahren, nach der Niederschlagung des Kapp-Putsches, ein hoffnungsvolles Berlin.» Die «Nie-wieder-Krieg»-Kundgebungen waren Signale des Friedens, die im Ausland verstanden wurden. Sie hatten ein ähnliches

Ab Herbst 1920
Redakteur bei der
‚*Berliner Volks-*
7.eitung‘



*Zeichner des
'Simplicissimus'
ahnten das
kommende
Unheil...*

Echo wie vor einigen Jahren die Ostpolitik des damaligen Bundeskanzlers Willy Brandt, die in Ost und West als Zeichen der Verständigung und der Versöhnung aufgefasst wurde. Rückblickend auf die machtvollen Veranstaltungen im Berliner Lustgarten und in anderen deutschen Städten stellte Carl von Ossietzky Mitte der zwanziger Jahre fest, dass breite Schichten der Bevölkerung, insbesondere die sozialistische Arbeiterschaft, durchaus für den Pazifismus zu gewinnen seien, «wenn auch nicht organisatorisch, so doch für die Idee». Kein nationales Banner könne verhindern, dass die Sehnsucht nach Frieden in den Massen spontan durchbreche.

«Nie wieder Krieg» – diese Bewegung war nur die eine Seite Deutschlands und trotz aller Zustimmung nur ein kleiner Teil. Das andere Deutschland, das militaristische, war geblieben; geblieben auch die alte deutsche Untugend, die Hochachtung vor dem Militärischen, die Unterordnung unter den soldatischen Befehl. Dem Auftrieb, den die Friedensbewegung verzeichnete, sah die politische Rechte nicht untätig zu. Pazifisten wie Professor Quidde wurden beschimpft, angepöbelt, manchmal blutiggeschlagen. Bürgerkriegsstimmung beherrschte vor allem die erste Hälfte der zwanziger Jahre. Ossietzky beschrieb das Klima 1921 so: «In der Hand Schlagring, Gummiknüppel (Marke Kunze) oder gleich Dolch und Revolver, in der Tasche die Deutsche Zeitung, im Kopf nichts als das Lapidarwort 'Juden raus', so zieht man aus zur Hermannsschlacht. Man vergisst über diesen Regungen der erwachenden nationalen Energie, dass es auch so etwas wie eine Regierung gibt. Lieber Gott, die sitzt auf hoher Warte und hält Auslug nach den Gefahren von links.»

«Der Feind steht rechts»

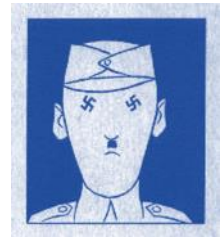
Vom Schlagring und vom Revolver wurde auch Gebrauch gemacht. Eine Reihe von politischen Morden vergiftete das politische Klima in den Nachkriegsjahren. Anfang 1919 waren die Sozialisten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg verhaftet und ermordet worden.

Im Herbst 1921 erlag der Zentrumsolitiker Matthias Erzberger einem feigen Anschlag. Den Höhepunkt der Mordhetze bildete das Attentat auf einen der führenden Männer der Republik: Am 24. Juni 1922 wurde Aussenminister Walther Rathenau auf offener Strasse mit Pistolenschüssen und Handgranaten umgebracht. Er galt in nationalistischen und antisemitischen Kreisen als «Erfüllungspolitiker». Rathenau hatte 1921 an den Konferenzen von Spa und London teilgenommen, auf denen über eine Verringerung des deutschen Heeres, über Kohlelieferungen und Wiedergutmachung verhandelt worden war.

Nach dem Mord an Rathenau protestierten in Berlin und anderswo Hunderttausende von Menschen. Reichskanzler Wirth erklärte im Reichstag: «Der Feind steht rechts!» Politische Konsequenz des Anschlags war die erste Notverordnung «zum Schutz der Republik». Sie wurde allerdings nicht, wie viele erwarteten, gegen die Rechtsextremisten angewandt, sondern in erster Linie gegen Kommunisten.

Das Jahr 1923 brachte die Republik erneut an den Rand ihrer Existenz. Die neue Krise begann mit der Besetzung des Ruhrgebietes durch Frankreich. Die Regierung rief zum passiven Widerstand auf. Die Arbeiterschaft organisierte einen Generalstreik. Er kostete täglich 40 Millionen Goldmark. Die Regierung finanzierte ihn, indem sie die Notenpressen schneller laufen liess. Die Folge: Der Wert der Mark verringerte sich von Tag zu Tag. In mehreren Gebieten brachen Aufstände aus. Adolf Hitler sah schon seine Stunde gekommen. Mit einem «Marsch auf Berlin» wollte er, wie vor ihm die Brigade Ehrhardt, die Macht im Handstreich übernehmen. Vor der Feldherrenhalle in München stoppte ihn die Landespolizei.

In der Reichshauptstadt versuchte die Regierung, die galoppierende Inflation zu bremsen. Es gab eine neue Währung. Aus einer Billion Papiermark wurde eine «Rentenmark». Die Rentenmark stützte sich auf Wertbesitz wie Grund und Boden. Eigentümer von Papiermarkforderungen, von Reichsanleihen und Hypotheken hatten plötzlich nichts mehr in der Hand.



*...Hakenkreuz
im Auge des
Untertan.
Karikatur von
Karl Arnold.*

24. Juni 1922
Walther Rathenau
ermordet

11. Januar 1923
Besetzung des
Ruhrgebiets durch
die Franzosen

**8./9. November
1923**
Putsch Hitlers in
München

Ob politische Morde, Inflation oder Aufstände, Carl von Ossietzky nahm in diesen Jahren zu allen wichtigen Ereignissen Stellung, und zwar in der ‚*Berliner Volks-Zeitung*‘ in den Blättern des Monistenbundes oder als Redner auf Versammlungen.

Optimisten

Dass die ‚*Volks-Zeitung*‘ nicht zuletzt durch Ossietzkys Beiträge zu einem linken, kämpferischen Blatt wurde – sein Kollege Karl Vetter und auch der Chefredakteur Otto Nuschke hatten nichts dagegen. Nuschke war preussischer Landtagsabgeordneter und besass ohnehin wenig Zeit für die Redaktionsarbeit. Die Ereignisse des Jahres 1923 machten Carl von Ossietzky und Karl Vetter klar, dass Schreiben allein eigentlich nicht genügte. Sie entwickelten den Plan, eine eigene Partei zu gründen, die alle entschiedenen Verfechter der Republik sammeln und mobilisieren sollte. Die Republikanische Partei – der Name ergab sich fast von selbst – sollte schon an den Reichstagswahlen im Sommer 1924 teilnehmen. Bis dahin war nur noch ein halbes Jahr Zeit.

März 1924
Gründung der
Republikanischen
Partei

In grosser Eile und mit viel Elan machten sich die Optimisten ans Werk und verteilten Aufgaben und Ämter. Vetter, das Organisationstalent, wurde Wahlkampfleiter, Ossietzky, der Denker, Theoretiker der Republikanischen Partei. Sein Programm: Rücksichtslose Verteidigung der Republik, Festigung des Staates, Einrichtung volksnaher Institutionen.

Die beiden Initiatoren gaben ihre Redakteursposten auf, um sich ganz der neuen Aufgabe widmen zu können. Sie fanden sogar einen Geldgeber, den Stuttgarter Grossindustriellen Bosch, der täglich tausend Mark hinblättert. Mit dem Geld wurden Wahlkampfkosten bestritten und das eigens gegründete Organ der Partei ‚*Die Republik*‘ finanziert. Aus dem Stand heraus entwickelte Ossietzky eine Zeitschrift, die sich vom Äusseren und vom Inhalt her wohlthuend von anderen Blättern absetzte: ein ansprechender Umbruch, Umstellung auf mehr Textspalten, viele Reportagen, Glossen und

Kritiken über die neuesten Theaterinszenierungen und Filme.

Karl Vetter war Spitzenkandidat der Partei. Ossietzky bewarb sich in Potsdam um ein Mandat. Mindestens 60'000 Stimmen hätte die Republikanische Partei bekommen müssen, um wenigstens einen Sitz zu erringen. Ganze 45'000 wurden es. Vetter ertränkte seinen Ärger in Alkohol. Ossietzky ärgerte sich nicht. An eine Rückkehr in das Verlagshaus Mosse zur ‚*Berliner Volks-Zeitung*‘ war jetzt nicht mehr zu denken. Das ‚*Berliner Tageblatt*‘, bekannter und renommierter als die ‚*Volks-Zeitung*‘, hätte den Kollegen von der Konkurrenz gern übernommen. Aber Ossietzky hatte vom hektischen Tagesjournalismus erst einmal genug. Ihn reizte mehr die Arbeit, bei der er aus der Distanz von einigen Tagen Ereignisse kommentieren konnte. Er ging am 1. Juni 1924 zum ‚*Tage-Buch*‘, einer vier Jahre zuvor von Stefan Grossmann und Leopold Schwarzschild gegründeten politischen Wochenschrift. Schon vier Wochen später wurde er im Impressum des Blattes als verantwortlicher Redakteur aufgeführt.

**1. Juni 1924-
Herbst 1925**
Redakteur der
Wochenschrift
‚*Das Tage-Buch*‘

Kritik am Pazifismus

‚*Das Tage-Buch*‘ hatte bereits Glossen und andere Beiträge von Ossietzky veröffentlicht, noch ehe er Mitglied der Redaktion war. Die Zeitschrift, die von ihren Lesern gern das «grüne Heft» genannt wurde, im Gegensatz zum «roten Heft», der ‚*Weltbühne*‘, erschien im Rowohlt-Verlag. Die Farbbezeichnung hat nichts mit der politischen Richtung zu tun, sondern nur mit der Farbe des Umschlags. ‚*Das Tage-Buch*‘ war linksliberal ebenso wie die ‚*Weltbühne*‘. Es bot Ossietzky ein neues Forum für seine geschliffenen, geistreichen Texte. Wehe dem, der ihm damals unter seine Feder geriet. Die intellektuelle Schärfe in seinen Glossen und Polemiken tat oft weh und war manchmal auch ungerecht.

Im Oktober 1924 rechnete er mit einigen Freunden aus der pazifistischen Bewegung ab. Anlass für seinen Artikel im ‚*Tage-Buch*‘ war der Internationale Friedenskongress in Berlin. Ironisch stellte Os-

sietzky fest, dass der Pazifistenkongress vornehmlich der körperlichen Ertüchtigung seiner Teilnehmer diene. Es sei halt schwierig, ein ganzes Jahr hindurch ununterbrochen ein Friedensmensch zu sein. «Schliesslich müssen doch wenigstens einmal jährlich die belikosen Staubecken entleert werden. Einmal im Jahr muss auch der prinzipienfesteste Antimilitarist die leider Gottes immer wieder fortwuchernde militaristische Darmfauna fortspülen.»

Auch die österreichische Baronin Bertha von Suttner, der er als Junge in Hamburg so innig gelauscht hatte, wird vom Thron der Friedensbewegung gestossen. «Das übergewöhnliche und reine Wollen der Suttner in allen Ehren, aber sie fand für die Idee keine stärkere Ausdrucksform als die Wehleidigkeit.»

Ossietzky beklagte weiter, dass sich alle möglichen Leute an die Friedensbewegung gehängt hätten: «Dazu sind gestossen Fanatiker und Sektierer aller Art, Projektmacher mit dem Kardinalrezept für alle Weltübel, Allerweltsreformer, die das Fleisch verabscheuen, infolgedessen auch Muskelkraft und alles Maskuline überhaupt. Sie zeugen ihre Kinder, wenn es schon mal nicht anders geht, dann wenigstens mit ausgesprochener Unlust, und möchten die ganze Menschheit am liebsten auf Kohlrabi-Diät festlegen.» Der Autor verlangte, dass der Pazifismus endlich politisch werde, und entschuldigte sich am Schluss: «Ich habe als Pazifist zu Pazifisten gesprochen, getrieben von dem Wunsch, beizutragen zur endgültigen Freimachung der Kräfte, die diese wirklich erhabene Sache zu ihrem Siege braucht.» Die Entschuldigung änderte nichts daran, dass Ossietzkys Kritik am Pazifismus überzogen und ungerecht war.

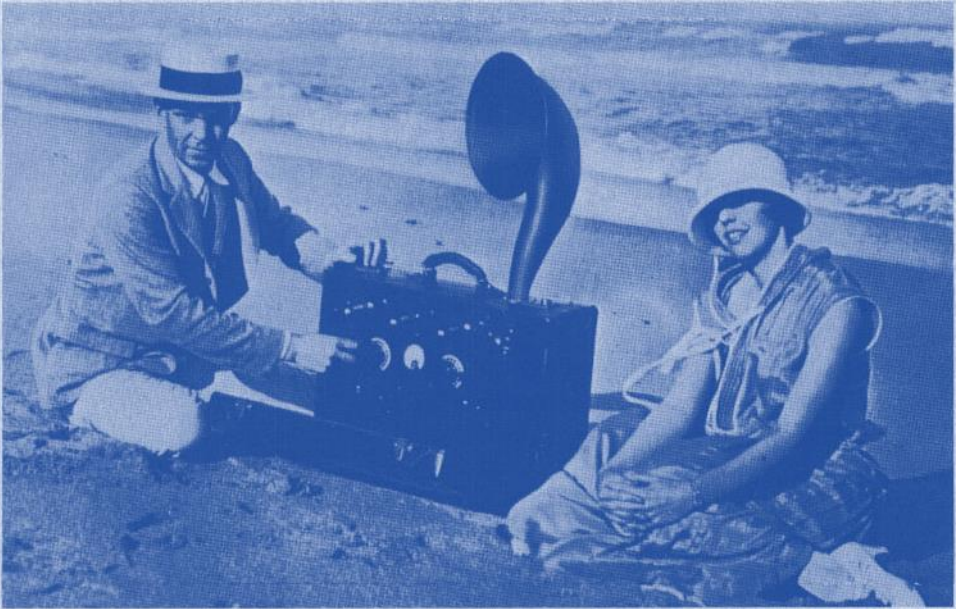
Die «goldenen» Zwanziger

In der Regel waren Ossietzkys Attacken nur zu berechtigt. Seine Angriffe richteten sich häufig gegen die Parteien, die den neuen demokratischen Staat nur halbherzig verteidigten und ihre Gegensätze manchmal ohne jede Rücksicht auf das Allgemeinwohl aus-

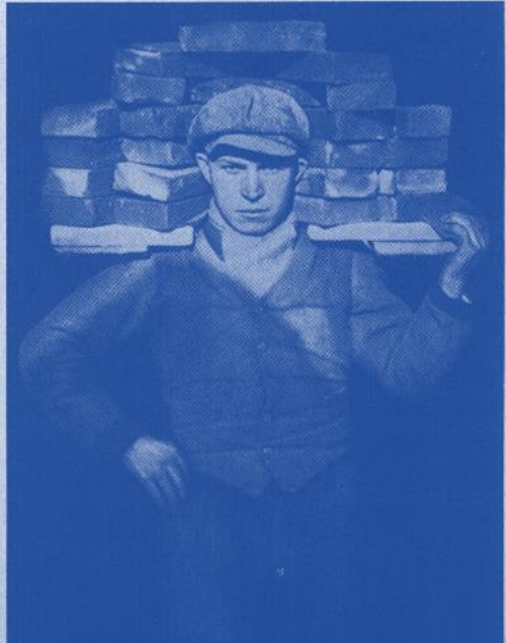
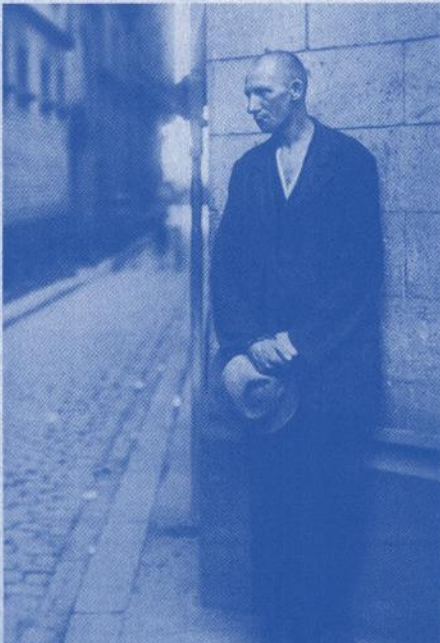
trugen. In dem Artikel ‚*Das boykottierte Vaterland*‘ erschienen am 17. Januar 1925 im ‚*Tage-Buch*‘, ist Ossietzkys Zorn festgehalten: «Ihr Sozialdemokraten habt Ludendorff verwünscht, ihr Deutschenationalen die Sozialdemokraten, Juden und Franzosen, ihr Kommunisten allen und jeden, ihr Volksparteiler habt für den Geldsack gezittert. Keiner von euch hat Deutschland geliebt, keiner, keiner. Der Hass war alleiniger Bewusstseinsinhalt geworden. Die Hand an der Gurgel, in der Tasche des anderen, so hat das deutsche Volk in diesen bitterbösen Jahren-zusammengehalten ...»

Die «bitterbösen Jahre» – das waren die Jahre der Inflation, der Bürgerkriegsstimmung, der politischen Morde. Mit der wirtschaftlichen Stabilisierung, die 1924/1925 eintrat, beruhigte sich auch das innenpolitische Klima. Der sogenannte Dawes-Plan, benannt nach dem amerikanischen Finanzexperten Charles G. Dawes, trug zu dieser Entwicklung bei. Erstmals wurden die jährlichen Wiedergutmachungsleistungen den Möglichkeiten des Deutschen Reiches angepasst. Die Amerikaner schickten jetzt Dollars über den Teich und investierten in deutsche Betriebe. Die Sorge um das tägliche Brot war nicht mehr das einzige Thema, das die Menschen beschäftigte. Das «hoffnungsvolle Berlin» war noch in manch anderer Hinsicht in Aufbruchsstimmung. Berlin – nach New York und London die drittgrößte Stadt der Erde – zog nicht nur politisch interessierte Leute wie Ossietzky an, Berlin war überhaupt Magnet für alle, die mit Kunst und Kultur zu tun hatten, für Maler, Architekten, Theaterleute. Auch wenn die politischen Gegensätze häufig aufeinanderprallten, Berlin war eine tolerante, ja eine freizügige Stadt. Die Gründung einer Partei oder Zeitschrift, lärmende Manifeste und dreiste Pamphlete, dröhnende Kundgebungen und begeisternde Theaterinszenierungen, das alles gehörte dazu, machte die «goldenen zwanziger Jahre» aus, von denen die Beteiligten noch Jahrzehnte später schwärmten.

Einer, der dabei war, ist der Hamburger Publizist und Schriftsteller Axel Eggebrecht. Eggebrecht erinnert sich gern an diese Zeit, an die «herrlichen Jahre». Für ihn war Berlin damals nicht nur eine tolerante und faire, sondern auch eine erotische Stadt. In seinem 1975



Widersprüche der goldenen zwanziger Jahre: Kofferradio und Glockenhut interessieren vielleicht den Chefarzt, aber kaum den Bettler oder Handlanger.





erschienenen Buch *„Der halbe Weg“* beschreibt er sie: «Doch überall, am Wedding wie in Halensee, in Betrieben und Büros, auf dem Wege zur Arbeit und erst recht nach Feierabend, konnte man beobachten, dass sich die Beziehungen zwischen den Geschlechtern erfreulich veränderten. Sie gingen unbefangen miteinander um, eine heitere Kameraderie herrschte. Die Männer traten nicht mehr als Eroberer auf, sie lernten die für Deutsche so schwierige Kunst des fröhlichen Flirtens; die Mädchen und Frauen nahmen die neue Freizügigkeit selbstbewusst in Anspruch.» Für Eggebrecht bekam Berlin in diesen Jahren einen femininen Zug: «Die traditionelle preussische Nüchternheit lockerte sich durch die überall spürbare erotische Spannung. Im lärmenden Trubel der Millionenstadt ereignete sich so etwas wie eine stille Revolution, ein Stückchen Emanzipation kam zustande.»

Es war ein beinahe vulkanartiger Ausbruch künstlerischer Aktivitäten. Er erfasste natürlich nicht das ganze Volk. Axel Eggebrecht glaubt allerdings, wie er mir in einem Gespräch sagte, «dass ein junger Mensch von heute sich nicht vorstellen kann, wie breit die Schicht war, die das trug». Tausende von Ärzten, Juristen und Kaufleuten hätten an diesen Aktivitäten teilgenommen. Der «kleine Mann» profitierte aber dennoch von dem Aufschwung in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre. Eggebrecht, der als ehemaliges KPD-Mitglied die proletarischen Bezirke ebensogut kannte wie die sogenannten besseren Stadtteile: «Auch der durchschnittliche Mensch hatte mehr vom Leben als vorher und nachher.»



*Der Herausgeber:
Siegfried Jacobsohn.*

DIE WELT- BÜHNE

brachte im letzten Halbjahr u.a. Beiträge folgender

Mitarbeiter:

Alfred Apfel	Arthur Holitscher	Gerhart Pohl
Rudolf Arnheim	Richard Hülsenbeck	Heinz Pol
Béla Balazs	Harry Kahn	Alfred Polgar
Franz Blei	Hermann Kasack	Klaus Pringsheim
C. A. Bratter	Erich Kästner	Emil Rabold
Harry Domela	Hermann Kesser	Erik Reger
Gerhard Donath	Hermann Kesten	Hans Reimann
Ossip Dymow	Georg Ledebour	Joachim Ringelnatz
Axel Eggebrecht	O. Lehmann-Russbüdt	Kurt Rosenfeld
Joseph Friedfeld	Hermann Linden	Karl Scheffler
M. M. Gehrke	Bruno Manuel	Peter Scher
Manfred Georg	Ludwig Marcuse	Paul v. Schönaich
Hellmuth v. Gerlach	Walter Mehring	Arthur Seehof
Alfons Goldschmidt	Carl Meinhard	Theobald Tiger
Henri Guilbeaux	Carl Mertens	Ernst Toller
A. Habaru	Wilhelm Michel	Kurt Tucholsky
Felix Halle	Morus	Wilhelm Uhde
Ludwig Hardt	Erich Mühsam	Herwarth Walden
Walter Hasenclever	Hans Natonek	Frank Warschauer
Kaspar Hauser	Robert Neumann	Ignaz Wrobel
Werner Hegemann	Carl v. Ossietzky	Hans v. Zwell
Wieland Herzfelde	Peter Panter	Arnold Zweig
Kurt Hiller	Lothar Persius	Wolf Zucker

Lesen Sie dies ABC sorgsam durch!
Zeigen Sie diese Liste Ihren Freunden!

**Die Weltbühne hat den vielseitigsten,
lebendigsten Mitarbeiterkreis!**

Probenummern durch den
Verlag der Weltbühne, Charlottenburg 2, Kantstr. 152.

*Kein anderes Blatt hatte so viele prominente Mitarbeiter wie
'Die Weltbühne'. Die Zeitschrift erschien bis Februar 1933. Nach
dem Zweiten Weltkrieg gab es in der DDR eine neue 'Weltbühne',
allerdings unter anderen Bedingungen und mit anderen Zielen.*



*Akteure der ‚Weltbühne‘:
Kurt Tucholsky (links),
Axel Eggebrecht (rechts).*

„Die Weltbühne“

In den vorwärtsdrängenden «goldenen Zwanzigern» machte Carl von Ossietzky ein Stück Karriere. Als Kritiker und Kommentator besass er in jenen Jahren bereits einen Namen. Seine Beiträge wurden nicht nur gedruckt, sondern auch gelesen und diskutiert, wobei ‚Das Tage-Buch‘, bei dem er als verantwortlicher Redakteur angestellt war, mehr von ihm als umgekehrt er vom Blatt profitierte. Zu brisanten Themen mochten die Herausgeber ausserdem lieber selber Stellung nehmen, statt sie den Redakteuren zu überlassen. Deshalb hielt Ossietzky Ausschau nach einer anderen Zeitschrift. Für kurze Zeit kam er beim Berliner ‚Montag-Morgen‘ unter. Um die Jahreswende 1925/26 fand schliesslich die Begegnung statt, die sein Leben entscheidend verändern sollte. Auf Vermittlung eines Freundes hin suchte Ossietzky den Herausgeber der ‚Weltbühne‘, Siegfried Jacobsohn, auf.

‚Die Weltbühne‘, die ‚Wochenschrift für Politik – Kunst – Wirt-

Winter 1925

Vorübergehend
Redakteur beim
Berliner ‚Montag-
Morgen‘

1925/26

1. Begegnung
zwischen Siegfried
Jacobsohn, dem
Herausgeber der
‚Weltbühne‘, und
Ossietzky



Monat: 2 Mark. Nummer: 60 Pfennige. | Erfüllungsort: Charlottenburg. | C. 1, Steinplatz 7757.

Wolf Zucker:

LONDON ZU EINER STADT LIEBE

IN BALLONLEINEN 5,— M.
KARTONIERT . . . 3,50 M.

Die neusten in- und ausländischen Pressestimmen:

Berliner Tageblatt: Ich gestehe gern, daß mir das Buch eine große Freude ist:
Lion Feuchtwanger

The Daily-Express, London: Herr Zucker gives a wonderful picture of this City.

Sunday Referee, London: Herr Zucker knows his London well, none of our particular institutions has escaped this author's notice. Herr Zucker's book, in effect, is a plea for a better understanding and appreciation of London by his own fellow-countrymen. We, too, may find, if we follow him in his peregrinations, that we are discovering London for the first time.

Der Auslandsdeutsche, London: Es gibt viele Bücher über London und sicherlich wenige von der Vortrefflichkeit dieses. Das Buch ist sowohl zeichnerisch wie auch photographisch sehr originell ausgestattet.

DIE DOLITTLE- BÜCHER

- DOKTOR DOLITTLE UND SEINE TIERE
- DOKTOR DOLLITLES SCHWIMMENDE INSEL
- DOKTOR DOLLITLES ZIRKUS
- DOKTOR DOLLITLES TIEROPER

„gehören zu den schönsten Prosaepen aller Zeiten.“ (Die Literatur.)
Jeder Band völlig in sich abgeschlossen, zirka 330 Seiten stark, Ganzleinen, Reich illust. M. 6,50.

JUGEND U. WELT

Herausgegeben v. Rudolf Arnheim und L. S. Schiffer.

„Seit dem vorigen Jahre gibt es nun auf diesem Gebiete etwas so Ausgezeichnetes, das bisherige Niveau absolut Überragendes, daß man schonkündige Erwachsene und Wunschzettel schreibende Mädel und Jungens mittleren Alters gar nicht nachrücklich genug darauf aufmerksam machen kann.“ (Berliner Tageblatt.)

Bunt und einfarbig illustriert. Starker Ganzleinenband M. 6,50.

PU DER BÄR

von A. A. Milne.
„Ein herrliches Buch, das auch durch die Fülle der meisterhaft kindlichen Abbildungen mit Augen gesehen werden kann.“ (Frankfurter Zeitung.)
Halbleinen M. 4,85.

HURRA FERIEEN

Ein Reisebuch für unsere Jugend.
„Ein mit geschickter Hand zusammengestellter bunter, lebhafter, höchst vielseitiger und reizender Band.“ (Königsberger Hartungsche Zeitung.)
Halbleinen M. 2,80.

VERLAG WILLIAMS & CO.
G. M. B. H.
BERLIN - GRUNEWALD

Antworten

Kaufhaus Karstadt. Nun habt ihr einen höchst fortschrittlichen Wolkenkratzer auf den Hermannplatz gestellt, mit Fahrstühlen bis in den siebenten Himmel und einer neusachlich-schmucklosen Fassade – aber was wird hinter dieser Fassade verkauft? In euerem Weihnachtsprospekt sehen wir mit Staunen Öldrucke ältesten Geschmacks mit harfenspielenden Blondinen und allerlei Puttos, Schwänen und bekränzten Diwanen und Dianen. Porzellanene Kakadus als Rauchverzehrer, sinnige Weihnachtsteller und Bürsten und Kämmen mit leprartigem Silberbelag. Man wandelt wie durch einen Rosenhain – und dazu der ganze Amerikanismus?

Adolf Hitler. Man hat Ihnen den braunschweigischen Beamteneid im Kaiserhof abgenommen. So freundlich ist man sonst nicht zu einem kleinen Regierungsrat. Wird jetzt die ganze Gesandtschaft zur Arbeit zu Ihnen ins Hotel kommen? In einem guten Restaurationsbetrieb geht alles viel leichter vonstatten. Im Übrigen gratulieren wir Ihnen aufrichtig zu Ihrer endlich ermogelten Einbürgerung.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, in Café Adler am Dönhoffplatz. Am 6. Februar spricht Klaus Hermann über «Gesellschaftskritische Literatur in Sowjet-Russland» und am 13. Dr. Wagenbach über «Grundsätzliches und heutiger Stand der Bodenreformbewegung».

Kölner Weltbühnenleser werden gebeten, sich zwecks Zusammenschlusses bei J. Kapelner, Im Dom 20, Hansa 96 154, zu melden.

Weltbühnenleser von Zwickau und Umgebung möchten ihre Adresse an Franz Lässig, Planitz, HeRmannstrasse 27, einsenden.

Weltbühnenleser Frankfurt a. M., die für Zusammenschluss in kleinem Kreis Interesse haben, sollten ihre Adresse unter «Webühne», Frankfurt am Main, hauptpostlagernd» angeben.

Dresdner Weltbühnenleser treffen sich am 20. Februar, 8 Uhr, im Stadtcafé, oben, zur Fortsetzung der Diskussion über den neuen Strafgesetzentwurf.

Doktor Alfred Apfel. Es ist nicht wahr, dass die Redakteure das Wichtigste bei einer kämpfenden Zeitschrift sind. Das Wichtigste ist heute der Rechtsbeistand. O Eitelkeit der Schreibenden – wie ver-sinkst du in dieser Epoche der politischen Prozesse! Diese Erkenntnis, lieber Herr Doktor, lege ich zu Ihrem fünfzigsten Geburtstag auf Ihren schön geschmückten Tisch.

Viele Seiten der ‚Weltbühne‘ könnten für den Leser von heute gemacht worden sein. Die Angebote der Kaufhäuser und die Offerten der Verlage haben sich jedenfalls kaum geändert. – Weitere Akteure der ‚Weltbühne‘: Erich Kästner, Ernst Toller, Joachim Ringelnatz, Erich Mühsam, Kurt Hiller (linke Seite von l. nach r.).

schaft‘ war damals die bekannteste politische Zeitschrift. Ihre Bedeutung ist vergleichbar der des Hamburger Nachrichtenmagazins *„Der Spiegel“*. Im Parlament, in den Parteizentralen und in den zahlreichen Zirkeln wurde das «rote Heft» gelesen und diskutiert. *„Die Weltbühne“* musste man gelesen haben, um auf dem Laufenden zu sein, um mitreden zu können.

Das Blatt besass meistens nicht mehr als 32 Seiten. Das kleine Format – 14 mal 21 Zentimeter – machte es handlich wie ein Schulheft. Gedruckt wurde es auf billigem Holzpapier bei Edmund Stein in Potsdam. Die Auflage kletterte von 1‘200 vor dem Ersten Weltkrieg auf etwa 12‘000 Exemplare in den Jahren danach. Einige wenige Ausgaben brachten es auf 17‘000 Stück.

Siegfried Jacobsohn hatte das «Blättchen» – so bezeichneten es die Mitarbeiter liebevoll-despektierlich – im Jahre 1905 gegründet. Er selber war zu der Zeit ein angesehener Berliner Theaterkritiker. Seine Zeitschrift, die zunächst *Schaubühnen* ab 1918 *„Die Weltbühne“* hiess, beschäftigte sich ausser mit kulturellen immer mehr auch mit politischen Ereignissen. Jacobsohn besass Talente, die für einen Blattmacher geradezu ideal waren. Er hatte eine angeborene Liebe zur deutschen Sprache. Auch kleinste Schludrigkeiten seiner Mitarbeiter liess er nicht durchgehen. Er konnte mit Menschen umgehen, und er hatte einen Riecher für journalistische und schriftstellerische Begabungen. Seine wichtigste Entdeckung war Kurt Tucholsky, der 1913 in der *„Schaubühne“* seinen ersten Beitrag veröffentlichte.

Bei ihrer Begegnung um die Jahreswende 1925/26 – der genaue Termin ist nicht mehr feststellbar – sprachen Jacobsohn und Ossietzky lange miteinander. *„Die Weltbühne“* hatte soeben eine sensationelle Serie über die *Vaterländischen Verbände* abgeschlossen. Hinter dieser Bezeichnung versteckten sich halb-militärische Einheiten, die wegen der Bestimmungen des Versailler Vertrages nicht offen in Erscheinung treten durften. Die Serie brachte Licht in eines der finstersten Kapitel der Nachkriegszeit. Die Informationen stammten von einem ehemaligen Mitglied der Vaterländischen Verbände, Carl Mertens. Mertens schilderte 16 Mordfälle, nannte die

Namen von frei herumlaufenden «Feme»-Mördern – die «Feme» galt angeblich Verrätern, die auf brutale Weise hingerichtet wurden –, und er legte Verbindungen zwischen der legalen Reichswehr und den Vaterländischen Verbänden offen.

Um nicht selber der Rache der Vaterländischen Verbände zum Opfer zu fallen, musste Mertens wochenlang untertauchen. Die von ihm verfasste Serie führte zu den bekannten Fememord-Prozessen, bei denen ein Teil der Beschuldigten abgeurteilt wurde. Jacobsohn hat kurz vor seinem Tode zu Kurt Tucholsky gesagt: «Und wenn ich nichts anderes getan hätte als die Aufdeckung der Fememorde, so wäre mir das genug.»

Ossietzky selbst hatte im Juni 1925 im ‚*Tage-Buch*‘ zu den wild umherschwirrenden Gerüchten über die «schwarze Reichswehr» Stellung genommen und einige Anhaltspunkte für die Existenz heimlich operierender Verbände zusammengetragen. Er war allerdings insgesamt zu dem Schluss gekommen, dass die «heimliche Armee» höchstens ein Schreckgespenst französischer oder Wunschbild deutscher Nationalisten sein könne. Dass die ‚*Weltbühne*‘ zu diesem Zeitpunkt über ganz andere Informationen verfügte, konnte er nicht wissen.

Im Gespräch waren Jacobsohn und Ossietzky sich schnell darüber einig, welche Gefahr für die junge deutsche Demokratie von der heimlichen Armee ausging. Ossietzky verliess die Wohnung Jacobsohns mit dem Angebot, Mitarbeiter und Redakteur der ‚*Weltbühne*‘ zu werden. Am 26. April 1926 nahm er die Arbeit bei dem von ihm hochgeschätzten Blatt auf.

Welches Vertrauen Jacobsohn in seinen neuen Kollegen setzte, zeigt ein Vorrecht, das nur Ossietzky genoss. Als einziger durfte er seine Artikel direkt in die Setzerei geben. Alle anderen Beiträge passierten den Schreibtisch des Herausgebers, auch die so prominenter Autoren wie Tucholsky. Nur einmal hatte S. J., wie die Mitarbeiter ihn nannten, bei Ossietzky etwas auszusetzen, und zwar an dessen Vorliebe für Fremdwörter. Da Jacobsohn die Sommermonate gern auf Kampen/Sylt verbrachte, wo er das Heft zusammenstellte, schickte er eines Tages eine Postkarte nach Berlin

26. April 1926
Redakteur der
‚*Weltbühne*‘

mit einer einzigen Frage: «Lieber Ossietzky, ist die deutsche Sprache nicht reich genug, um ohne den Gebrauch von Fremdwörtern auszukommen?» Ossietzky verstand und verhielt sich entsprechend.

Jacobsohn kritisierte, lobte, ergänzte und bearbeitete die Texte seiner Mitarbeiter mit einer solchen Hingabe, dass er eine unumstrittene Autorität wurde. Wer jemals mit ihm zu tun hatte, war voll des Lobes über seinen stets freundlichen Umgangston und vor allem über sein berufliches Können. Axel Eggebrecht, der bei der ‚Weltbühne‘ seine journalistischen Lehrjahre verbrachte, hat Jacobsohn einen fast genialen Journalisten genannt. Für seine Frau Edith war S. J. der «fanatischste aller Redakteure». Kurt Grossmann, ebenfalls freier Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘, spricht von einem «publizistischen Regisseur», der allerdings geschäftlich völlig unbegabt gewesen sei: «Da er immerhin wusste, dass Rechnungen bezahlt werden müssen, erfand er die Buchhaltung mit den zwei Nägeln: Auf den einen spießte er die zu bezahlenden Rechnungen, auf den anderen die Eingangsbelege.» Ab 1925 sorgte eine Sekretärin für Ordnung: Hedwig Hünicke, die spätere rechte Hand von Ossietzky. Sie setzte durch, dass die Nägel verschwanden und säumige Abonnenten gemahnt wurden.

Alfred Polgar, einer der geistreichsten Kunst- und Theaterkritiker jener Jahre, enger Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘, hat S. J. so beschrieben: «An seinem Schreibtisch, in dem engen Nest aus Büchern, Zeitungen, Manuskript- und Briefpapier – es machte den Eindruck, als wäre aus deren ursprünglich kompakter Masse etwas Raum für den kleinen Mann freigeschaufelt worden – sass er wie ein Alchymist in seiner Bude, glücklich-geheimnisvoll beschäftigt, eingeschaltet in den Stromkreis der Arbeit, die ihn glühend machte, hingegeben der schwarzen Kunst und Leidenschaft des Redigierens.»

Umso grösser war für die Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘ das Entsetzen, als Siegfried Jacobsohn am 3. Dezember 1926 einem Herzschlag erlag. ‚Die Weltbühne‘ ohne Jacobsohn – das war einfach unvorstellbar. Im Deutschen Theater Max Reinhardts fand die Trauerfeier für

3. Dezember
1926
Siegfried
Jacobsohn
gestorben

Jacobsohn statt. Maud von Ossietzky nahm mit ihrem Mann daran teil. Sie erinnert sich: «Kurt Tucholsky, der Freund und Streitgefährte, sprach: leise stockend, ein bisschen hilflos; er konnte sich nicht vorstellen, wie es ohne Siegfried Jacobsohn weitergehen sollte. Carl sass blass und in sich gekehrt neben mir; obwohl erst kurze Zeit Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘, so fühlte er sich Siegfried Jacobsohn doch tief verbunden. Auch er wusste nicht, wie das Blättchen ohne S. J.s Begeisterung und Arbeitseifer auskommen sollte.»

Der neue Leiter der ‚Weltbühne‘

Der Schreibtisch blieb unangetastet. Das kleine Büro sah lange Zeit so aus, als könnte Jacobsohn jede Minute zurückkommen, um sich wieder an die Arbeit zu machen.

Wenige Tage nach der Trauerfeier im Deutschen Theater rief Edith Jacobsohn, die Witwe des Herausgebers, Tucholsky und Ossietzky zu sich, um mit ihnen zu beraten, was mit der Zeitschrift geschehen solle. Sie einigten sich, dass Kurt Tucholsky neuer Herausgeber und Carl von Ossietzky im Impressum als verantwortlicher Redakteur der ‚Weltbühne‘ genannt werde.

Edith Jacobsohn war bis zu diesem Zeitpunkt Ossietzky noch nicht persönlich begegnet, hatte aber durch ihren Mann und dessen Kollegen schon viel von ihm gehört. Sie stellte sich ihn «als einen jener weisshaarigen, ewig jungen älteren Herren vor, in denen sich Weisheit mit Esprit, sich abgewogenes Wesen und Ungestüm lebenswürdig paaren». Doch das Bild stimmte so nicht. Edith Jacobsohn: «Es war nötig umzuschalten, meine Verehrung auf einen Mann in der zweiten Hälfte der Dreissiger zu übertragen. In langen und tastenden Gesprächen erwogen wir die Frage, ob er die Leitung des Blattes übernehme. Ich war von Anfang an zuversichtlich, um vieles überzeugter von ihm als er von sich ...»

Für die Tätigkeit des Herausgebers war Kurt Tucholsky völlig ungeeignet. Er reiste gern und hielt sich die meiste Zeit in Paris auf.

25. Januar 1927
Verantwortlicher
Redakteur der
‚Weltbühne‘

Seine Artikel kamen mit der Post, und seine Aufenthalte in Berlin waren nicht mehr als Stippvisiten. Der tägliche Umgang mit Schere und Kleister, das Feilen an Sätzen und Buchstaben – so etwas lag ihm nicht. Tucholsky fühlte sich in eine Aufgabe gedrängt, die er zutiefst verabscheute. Am 18. Januar 1927 schrieb er seiner Frau nach Berlin: «Und ich habe nicht den Mut, nein zu sagen – alle, alle – Georg Bernhard, Morus und die es sonst gut meinen, sagen, ich sollte es tun. Und ich fühle, dass ich es nicht kann – mich langweilt es –, ich bin so müde, und Berlin ist mir widrig, so widerwärtig, wie ich gar nicht sagen kann. Geb ich's jetzt aber ab, dann ist es in ein paar Wochen kaputt, daran ist kein Zweifel. Was soll ich nur tun?» Tucholsky war vom Tod des väterlichen Freundes so sehr getroffen, dass er am liebsten alles hingeworfen hätte. Er entschloss sich nach kurzer Zeit, den Herausgeberposten wieder aufzugeben.

11. Oktober 1927
Herausgeber der
,Weltbühne'

Vom 11. Oktober 1927 an erschien das rote Heft mit der Zeile: «Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky – Geleitet von Carl von Ossietzky. » Damit war Carl von Ossietzky unfreiwillig und fast gegen seinen Willen Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der bekanntesten politischen Zeitschrift geworden. Als Herausgeber wurde er von den Mitarbeitern an Siegfried Jacobsohn gemessen, ein Massstab, bei dem der eher spröde und manchmal kontaktarme Ossietzky zwangsläufig abfallen musste. Als politischer Journalist hat Carl von Ossietzky seinen Vorgänger allerdings weit übertroffen. Seine mit Ironie, Witz, Sarkasmus und mit immer kühlem Verstand formulierten Artikel sind in ihrer Klarheit und Qualität zum Teil bis heute unerreicht.

Unter Ossietzky blieb die ‚Weltbühne‘ ein unabhängiges, keiner Parteilinie verpflichtetes Blatt, auch nicht von mächtigen Anzeigenkunden war die Zeitschrift abhängig. Allein die Auflage musste die Unkosten hereinbringen. Der Herausgeber und seine Mitarbeiter waren auch keine Nihilisten und Nestbeschmutzer, wie ihre politischen Gegner auf der Rechten immer wieder behaupteten. Ossietzky, Tucholsky, Polgar und die anderen wussten, wofür sie eintraten: für eine demokratische, gerechte Republik – ohne Militarismus, ohne Vorrechte für die Oberschicht.

Was das in der Praxis bedeutete, mag an einem Beispiel klar werden: Im Sommer 1926 beteiligten sich Ossietzky und seine Mitarbeiter an einer Kampagne gegen eine fürstliche Abfindung für die im Revolutionsjahr 1919 abgehalfterten Fürsten. Es kam zu einem Volksscheid über einen Gesetzentwurf zur völligen Enteignung der adeligen Grossgrundbesitzer. 40 Millionen Stimmberechtigte hätten dafür votieren müssen. 14 Millionen kamen immerhin zustande, erheblich mehr, als SPD und KPD an Wählern hatten. Die Gegner der Enteignung blieben einfach zu Hause und brachten damit die Vorlage zu Fall.

Ossietzky kritisierte nicht nur Reaktionäre, Konservative und Sozialdemokraten – letztere immer dann, wenn sie über ihre taktischen Kompromisse Wahlversprechen und Parteiprogramme vergassen –, er kritisierte mit gleicher Schärfe Kommunisten, die deutschen wie die sowjetischen. Stalins brutale Säuberungen bezeichnete er als «kannibalisch». 1928 heisst es in einem seiner Artikel: «Mag der Genosse noch so tapfer gekämpft haben, erlaubt er sich eine Abweichung von der vom heiligen Synod der dritten Internationale zur Zeit als orthodox erklärten Lehre, läuft er Gefahr, nach Sibirien verschickt zu werden, wie Trotzky, Radek und die anderen.» Weil Ossietzky selber regelmässig Beiträge für das Blättchen verfasste, blieb für die eigentliche Redaktionsarbeit wenig Zeit. Er hielt ohnehin nicht viel davon, in den Texten anderer Leute ständig zu verbessern oder alles Mögliche zu verändern. Er druckte, was eingesandt wurde. So passierte es nicht selten in diesen Jahren, dass die ‚Weltbühne‘ in ein und derselben Ausgabe gegensätzliche Standpunkte zum selben Thema veröffentlichte. Das war, wie Axel Eggebrecht es ausdrückte, Schwäche und zugleich Stärke des Blattes. Seine Gegner konnten jedenfalls nicht beweisen, dass das rote Heft tatsächlich rot war, das heisst, nur eine einzige Richtung gelten liess. Besonders Tucholsky litt darunter, dass aus Berlin keinerlei Echo darauf zu hören war, wie seine Beiträge ankamen, ob sie für gut oder schlecht befunden wurden. In einigen seiner zahlreichen Briefe kreidete er dies dem neuen Herausgeber an. Auch Kurt Hiller, Pazifist und Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘, beurteilte Jahre später

den Herausgeber Ossietzky eher negativ: «Die redaktorische Leidenschaft fehlte ihm völlig. Er entdeckte nicht, regte nicht an. Er zog keine Linie. Unter Ossietzky redigierte die ‚Weltbühne‘ gleichsam sich selbst.»

«Das Blatt nahm mir meinen Vater»

Nicht nur die Redaktionsarbeit kam zu kurz, auch seine Familie. Carl von Ossietzky gönnte sich kein Privatleben. Er war besessen von seinem Beruf, und wenn die Zeitschrift ihn einmal nicht beanspruchte, besuchte er Versammlungen, hielt Vorträge oder folgte einer Einladung zu einem jener literarischen und politischen Zirkel, von denen es damals in Berlin so viele gab. Rosalinde von Ossietzky traf später die folgende bittere Feststellung: «Das Blatt nahm mir meinen Vater und machte meine Mutter krank . . . Meine Mutter schien einen Teil der Position im Leben meines Vaters verloren zu haben. An ihre Stelle rückte die grosse Aufgabe.» Und: «Die Ruhe und die Harmonie, auf die die Eltern warteten, um die sie kämpften und die sie sich wünschten, kamen nie und gab es nie.»

In einem Brief an Kurt Grossmann schilderte Rosalinde von Ossietzky, welche Beziehung sie als Kind zu ihrem Vater hatte: «Es gab hier und da einen Sonntag unvergesslicher freier Stunden, die mein Vater für mich aufwandte. Spaziergänge in Wilmersdorf und Friedenau, der Gegend, in der wir wohnten. Mein Vater hielt mich an der Hand während des ganzen Spazierganges. Die schönsten Hände, wie meine Mutter immer sagte, und das edelste Profil. . . Auf diesen Spaziergängen erzählte er mir alles Mögliche, was ein kleines Mädchen interessieren konnte. Von grossen Künstlern, die anscheinend alles leicht fertigbrachten . . . Wir schauten uns funktionalistische Bauten an. Mein Vater war begeistert von allen Äusserungen des neuen Stils. Er erzählte mir von progressiven Schulideen. Unsere Spaziergänge endeten in Konditoreien, wo mein Vater wieder in den Zeitungen versank. Die Sonne ging unter. Wir gingen nach Hause. Es war wieder aus ...»



Einziges Familienbild: Nur einmal machten die Ossietzkys Urlaub.

Über die Art, wie Ossietzky arbeitete, gibt der Brief seiner Tochter ebenfalls Auskunft: «Unvergesslich sind die Abende, die ich allein mit meinem Vater zu Hause sass. Er mit einer Teekanne, einer Schildkröteauf dem Tisch, Papierbogen und Bleistift. . .Er begann zu schreiben, rauchte Zigaretten, schrieb wieder, um dann das Geschriebene zu korrigieren. Dann erhob er sich, ging auf und ab, summte die Marseillaise oder den alten Barbarossa, murmelte vor sich hin und sprach mit sich selbst und hatte scheinbar heftige Diskussionen mit unsichtbaren Gegnern. Er sah ironisch und dann wieder froh aus. Es geschah immer etwas mit ihm und seinem Gesichtsausdruck.»

Die einzige Leidenschaft, die Ossietzky offensichtlich hatte, war das Rauchen. Manchmal konnte er sich eine Zigarette mit der nächsten anstecken. Anfang April 1927 zog die ‚Weltbühne‘ in ein Haus an der Kantstrasse 152 in Berlin-Charlottenburg. In demselben Haus befand sich eine Konditorei: Dort gönnte sich Ossietzky öfter einen Kaffee und, wenn die Zeit reichte, eine Billard-Partie. Seine Kollegen erkannten ihn meistens schon von weitem an der langen goldenen Uhrkette, die er fast immer trug.

Die Justiz war auf dem rechten Auge blind

Journalisten, die brisante politische Themen aufgreifen, stehen fast immer mit einem Fuss im Gefängnis. Carl von Ossietzky war 1914 zum erstenmal verurteilt worden, weil er die brutalen Urteile des Erfurter Kriegsgerichts gegen drei in eine Wirtshausschlägerei verwickelte Soldaten kritisiert hatte. Seitdem waren die Strafbestimmungen wegen Beleidigung und wegen Hoch- und Landesverrats noch verschärft worden. Ausserdem, was für die Prozesse damals noch entscheidender war, fast alle Richter und Staatsanwälte aus der Kaiserzeit waren auf ihren Posten geblieben. Ihre Urteile entsprachen durchweg einem Obrigkeitsstaat, nicht aber einer demokratischen Verfassung.

In der Praxis politischer Strafprozesse bedeutete das: Gegen die Linke wurde mit aller Härte und unerbittlich geurteilt, gegen die Rechte liessen die Männer in den schwarzen Roben Milde walten. Die Ideale Preussens – Macht, Disziplin, Gehorsam – waren auch in der Weimarer Republik hoch im Kurs. Viele Richter sahen in Sozialisten, Kommunisten und radikalen Demokraten noch immer vaterlandslose Gesellen.

Im Laufe des Jahres 1927 machte Carl von Ossietzky gleich mehrfach Bekanntschaft mit dem Gericht. Im Februar erhielt er vom Schöffengericht Berlin-Moabit eine Geldstrafe von 500 Mark wegen eines Gedichts, das unter seiner Verantwortung in der Berliner Zeitung ‚Montag-Morgen‘ abgedruckt worden war. Für dieses Blatt

10. Februar 1927
Wegen
Beleidigung der
Marine zu 500
Mark Geldstrafe
verurteilt



zeichnete er zeitweise verantwortlich. Der Richter hielt ihn für schuldig, Offiziere und Mannschaften des Kreuzers ‚Hamburg‘ durch den Abdruck des Gedichts beleidigt zu haben. Im Sommer 1927 eröffnete der Oberreichsanwalt – das war der höchste Ankläger – ein Ermittlungsverfahren gegen Ossietzky, weil die ‚Weltbühne‘ sich mit dem Tätigkeitsfeld des Korvettenkapitäns beim Stab der Marineleitung, Wilhelm Canaris, befasst hatte. Canaris, der spätere Chef der Abwehrabteilung, wurde 1944 wegen seiner Verbindungen zu einer Widerstandsgruppe hingerichtet. Zwei Aufsätze – ‚Das Geheimnis um Canaris‘ und ‚Das Märchen von den Canarischen Inseln‘ – waren das Ergebnis längerer Recherchen gewesen. Das Verfahren wurde jedoch eingestellt. Der Verdacht, das Blatt habe militärische Geheimnisse verraten, liess sich nicht erhärten.

*Papier und
Propaganda.
Wahlkämpfe in
der Weimarer
Republik
überstürzten
sich.*

16./17.
Dezember 1927
Wegen
Beleidigung der
Reichswehr zu
einem Monat
Gefängnis
verurteilt

Der Oberreichsanwalt machte einen zweiten Anlauf. Dieses Mal war ein Artikel der ‚Weltbühne‘ mit der Überschrift *Frontwechsel des Jungdo* der Grund. Jungdo bedeutete «Jungdeutscher Orden», ebenfalls einer jener paramilitärischen Verbände, aus denen die Schwarze Reichswehr entstand. Auch dieses Mal ging der oberste Ankläger leer aus. Die Ermittlungen verliefen im Sande.

Mehr Erfolg hatte dagegen das Reichswehrministerium. Am 16. Dezember 1927 standen Carl von Ossietzky und einer seiner besten Mitarbeiter in Militärfragen, Berthold Jacob, vor dem Schöffengericht in Berlin-Charlottenburg. Ein Artikel Jacobs unter der Überschrift *Plädoyer für Schulz* hatte ihnen eine Klage wegen Beleidigung eingebracht. Dabei war der Artikel eher ein Beweis für die Fairness der ‚Weltbühne‘. Das rote Heft, das zwei Jahre zuvor die Fememorde aufgedeckt hatte, nahm sich des zum Tode verurteilten Fememörders Oberleutnant Schulz an. Der entscheidende Satz in dem Artikel: «Schulz hat Anspruch auf den ordentlichen Richter, aber der soll nicht ausser Acht lassen, dass der Oberleutnant nur Befehle ausgeführt habe und dass man neben ihn auf die Anklagebank mindestens den Hauptmann Keiner und den Obersten von Bock, wahrscheinlich aber auch den Oberst von Schleicher und den General von Seeckt setzen müsste.» (*Die Weltbühne*, 22. März 1927) Die erwähnten vier Militärs fühlten sich in ihrer Ehre getroffen. In ihrem Auftrag beantragte das Reichswehrministerium ein Strafverfahren wegen verleumderischer Beleidigung.

Der Vorsitzende Richter, Landgerichtsdirektor Dr. Crohne, gab ein Paradebeispiel des kaiserlich-selbstherrlichen Beamten. Er liess die Angeklagten kaum zu Wort kommen. Wenn Ossietzky oder Jacob anfangen zu sprechen, gelang es ihnen nicht, auch nur einen Satz zu vollenden. Crohne fuhr ständig dazwischen, schnauzte die Zeugen an und tobte bei jedem Widerwort. Jacob, der Verfasser des Artikels, erhielt zwei Monate Gefängnis, Ossietzky als verantwortlicher Redakteur, einen Monat.

In den Monaten bis zur Berufungsverhandlung setzte sich Carl von Ossietzky in der ‚Weltbühne‘ vom 27. Dezember 1927 mit dem Prozess auseinander. Zu dem Verhalten des Richters bemerkte er:



«Es bleibt das Verdienst des Herrn Doktor Crohne, unsere gelegentlichen inneren Zweifel an dem Richterbild der deutschen Linkspresse behoben zu haben. Sein Auftreten wirkte wie eine ungewollte und deshalb umso stichhaltigere Bestätigung für alles, was . . . über die Richter geschrieben worden ist.» Einige Zeilen weiter formulierte Ossietzky dann den Satz, der sein Massstab für die noch folgenden Prozesse wird: «Man mag uns verurteilen, heute, morgen, übermorgen, wir werden es hinnehmen, aber unser Stolz wird sein, nicht ‚gebessert‘, sondern nur energischer, schärfer, dichter und zäher zu werden.»

In der Berufungsverhandlung wurde die Gefängnisstrafe in eine Geldstrafe umgewandelt: für Jacob 1'000 Mark, für Ossietzky 600 Mark. Dieses Mal lief das Verfahren in einer halbwegs sachlichen Atmosphäre ab. Den Angeklagten wurde zugestanden, sich ernsthaft um die «Aufdeckung eines Krebschadens» bemüht zu haben. Geld- und Gefängnisstrafen bestätigten: Die Justiz war auf dem

*Hitler kommt:
Demagoge in
Aktion.*

rechten Auge blind. Offiziere und Beamte, die beim gescheiterten Kapp-Putsch mitgemacht hatten, setzten mit Hilfe der Gerichte durch, dass ihre Gehälter weiter gezahlt wurden, während Journalisten wie Ossietzky und Berthold Jacob ihr Eintreten für Gesetz und Recht mit Gefängnis bezahlen mussten.

Carl von Ossietzky war noch einmal mit einer Geldstrafe davongekommen. Der Prozess in Berlin-Charlottenburg sollte im Vergleich zu dem, was ihm noch bevorstand, nur ein Vorspiel sein. Das Urteil und die vorangegangenen Ermittlungsverfahren wären für manche Kollegen Anlass gewesen, vorsichtiger bei der Wahl ihrer Worte und der zu behandelnden Themen zu sein. Nicht so Carl von Ossietzky. Er wollte sich nicht zur anderen Seite hin «bessern», sondern höchstens «energischer, schärfer und zäher» werden.

Doch nicht nur die «grosse Politik» beschäftigte Ossietzky und die ‚Weltbühne‘. Das Blatt und seine Mitarbeiter zogen auch gegen scheinheilige Moralapostel zu Felde. Am 21. Juni 1927 äusserte sich Ossietzky zu einem Kuppler-Prozess in Bremen, bei dem eine Frau zu acht Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Die Frau hatte ihre drei Töchter offensichtlich mit Männern zusammengebracht und über ihre anschliessenden Erfahrungen mit der Sittenpolizei ein Buch mit dem Titel ‚*Vom Leben getötet*‘ veröffentlicht.

Ossietzky kritisierte, dass die Richter das soziale Umfeld der Frauen ausser Acht liessen: «Das Gericht fällt Werturteile über das Liebesleben von Arbeitertöchtern, aber es weiss nichts von dem dumpfen proletarischen Stadtmilieu, nichts von der warmen Sehnsucht junger Dinger, herauszukommen: immer am Rand der Prostitution, manchmal einen Schritt darüber.» Kuppelei, so fuhr der Autor fort, sei ein typisches Verbrechen armer Leute, Kuppelei gehöre zur Wohnungsnot. «Weltfremdheit feiert Orgien. ‚Wussten Sie, dass Ihre Tochter Herrenverkehr hatte?‘ Hat, der so fragt, nicht einmal selbst zum Herrenverkehr eines Mädchens gehört?»

Den Richtern warf der Autor nicht nur politische Voreingenommenheit vor: «Sie sind ja nicht gegen die Republik, Demokratie oder Sozialismus. Sie sind gegen die Zeit. Sie sind ebenso gegen kurzes Haar und kurze Kleider wie gegen die Weimarer Verfassung. Sie

sind gegen die neue Selbständigkeit der jungen Mädchen ebenso wie gegen den ‚Potemkin‘ oder George Grosz. Denn sie sind gegen die Zeit. Sie schützen einen Zustand, den es nicht mehr gibt. Sie schützen eine patriarchalische Moral, die der Krieg niedergelegt hat und über deren Trümmer heute seidenbeströmpfte Beinchen lustig tanzen und gelegentlich stolpern und versinken. Die nächste Generation wird schon viel sicherer tanzen.»

Blutiger erster Mai

Diese Zeilen standen noch unter dem Eindruck der «goldenen zwanziger Jahre». Doch die Verhältnisse in Deutschland änderten sich. Bei den Wahlen zum vierten Reichstag der Republik im Mai 1928 konnte die SPD ihre Position noch einmal festigen. Sie stellte mit Hermann Müller den Kanzler. Der strenge Winter 1928/29 trieb die Arbeitslosenzahl nach oben. Drei Millionen Menschen waren Anfang 1929 ohne Arbeit. Die Stimmung wurde im Laufe des Frühjahrs schlechter. Sie entlud sich zum erstenmal am «Tag der Arbeit», am 1. Mai 1929.

Berlins Polizeipräsident Zörgiebel (SPD) hatte, aus Furcht vor Zusammenstößen, vorsichtshalber alle Veranstaltungen verboten. Für die Arbeiter, die seit Jahrzehnten den ersten Mai mit Kundgebungen und Ansprachen feierten, vor allem für die Kommunisten unter ihnen, war das ein Schlag ins Gesicht. Die KPD verbreitete widersprüchliche Parolen über die Anordnungen des Polizeichefs. Viele Arbeiter hielten sich nicht an das Demonstrationsverbot. Zörgiebel liess schießen. Die Bilanz des Tages: 30 Tote und über 100 Verletzte.

Viele waren erschüttert über das Blutbad und fragten, wer dafür die Verantwortung trage, der Polizeipräsident oder die Kommunisten, die sich nicht an das Demonstrationsverbot gehalten hatten. Carl von Ossietzky hatte keine Zweifel: ‚Zörgiebel ist schuld‘. Unter dieser Überschrift erklärte er am 7. Mai 1929 in der ‚Weltbühne‘. «Einen durch jahrzehntelange Tradition fast sakral gewordenen Aufzug, eine letzte Erinnerung an die alte sozialistische Weltge-

meinschaft kurzerhand zu verbieten, das bringt kein Bourgeois fertig, dazu gehört schon einer jener wohlzugeschnittenen Parteisozialisten, deren Energie sich ausschliesslich im Abbau der alten sozialistischen Werte und Riten betätigt. Herr Zörgiebel, der sich durch nichts für sein jetziges Amt qualifiziert hatte, zählt zu jenen aus dem Geiste der Ochsentour empfangenen Würdenträgern, die sich für ganz verteufelte Realpolitiker halten, wenn sie das, was sie gestern anbeteten, heute mit den Stiefelspitzen traktieren.» Ossietzky forderte den Polizeipräsidenten auf, die «Verlustliste» seiner Beamten zu nennen, damit die Wahrheit an den Tag komme. In einem weiteren Artikel verlangte er die Abdankung Zörgiebels, den er bald nur noch den «Genossen Z.» nannte.

Der Herausgeber der ‚Weltbühne‘ belies es aber nicht beim geschriebenen Protest. Er schloss sich einem ‚*Ausschuss zur öffentlichen Untersuchung der Maivorgänge*‘ an, der von der Kommunistischen Partei angeregt worden war und dem auch andere linke Publizisten, Juristen und Ärzte angehörten. Den Verdacht, selber ein heimlicher KPD-Anhänger zu sein, nahm er in Kauf. Verleumdungen dieser Art waren nicht neu. Ossietzky war kein Kommunist, aber er machte auch den Anti-Kommunismus, die «Grundtorheit unseres Jahrhunderts», wie Thomas Mann es einmal ausgedrückt hat, nicht mit. Als er den Vorsitz übernahm und der Ausschuss anfang, Zeugen zu vernehmen, wurde dieses erste Tribunal zu einem politischen Ereignis. Zeitungen berichteten darüber. Unter den Zuhörern sassen regelmässig Polizeispitzel, die eifrig Notizen machten.

Millionen Menschen ruiniert

Der blutige erste Mai 1929, davor die Prozesse gegen Ossietzky und Jacob – das alles waren Zeichen der beginnenden Krise. Die Krise selbst kam im Herbst 1929. Am 25. Oktober brachen die Aktienkurse an der New Yorker Börse zusammen. Die Gründe dafür lagen in der amerikanischen Konjunktur, die in einigen Bereichen nicht

25. Oktober 1929
Beginn der
Weltwirtschafts-
krise



*Schüsse
im Mai 1929:
Passanten
bringen sich
in Sicherheit.*

vorankam. Die Folgen des rapiden Kursverfalls blieben aber nicht auf die USA begrenzt. Die Amerikaner holten sich ihre an Europa und Übersee kurzfristig ausgeliehenen Dollars zurück. Mit diesem Geld hatte vor allem Deutschland seine Wirtschaft angekurbelt und zu einer kurzen Scheinblüte gebracht. Gleichsam über Nacht brachen Tausende von Firmen zusammen, wurden Millionen von Menschen ruiniert und gingen Milliarden verloren. Auf dem Tiefpunkt der Krise waren 30 Millionen Menschen auf der Erde arbeitslos. Es war ein Schock, wie ihn die Welt bis dahin noch nicht erlebt hatte.

Die Weltwirtschaftskrise gab in Deutschland den nationalistischen und antidemokratischen Kräften Auftrieb. Diese Kräfte organisierten im Dezember 1929 einen Volksentscheid gegen den Young-Plan – benannt nach dem US-Wirtschaftler Owen Young –, der die

Reparationszahlungen endgültig regeln und die Kontrollen der Alliierten über Reichsbahn und Reichsbank aufheben sollte. Der Volksentscheid scheiterte, aber Hitler und seine Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDAP) waren seitdem salonfähig. Im Frühjahr 1930 musste die von der SPD geführte Regierung unter Hermann Müller zurücktreten. Bei den Neuwahlen zum Reichstag im September desselben Jahres vergrösserte die NSDAP die Zahl ihrer Mandate von 12 auf 107 und war damit nach der SPD zweitstärkste Partei.

Die Sozialdemokraten suchten jetzt Zuflucht beim kleineren Übel. Sie entschlossen sich, das Kabinett des Zentrums politiklers Brüning zu tolerieren. Hitler versuchte, durch politische Manöver die Reichswehr und die Konservativen, soweit sie sich noch zurückhielten, auf seine Seite zu ziehen. NSDAP, Deutschnationale Volkspartei, der Stahlhelm – ein Bund ehemaliger Frontsoldaten mit klarer Gegnerschaft zur Weimarer Republik – sowie andere Vaterländische Verbände schlossen sich zur ‚*Harzburger Front*‘ zusammen und stellten sich am 11. Oktober 1931 in Bad Harzburg der Öffentlichkeit als «Nationale Opposition» vor. Wenige Wochen später nahm Hitler Kontakte zu Hindenburg und zur Schwerindustrie auf, um die politische und materielle Grundlage für die «Machtergreifung» zu sichern. Seine Chancen waren günstiger denn je.

«Ich – ein Landesverräter»

Die ‚*Weltbühne*‘ war im Chor der Blätter kein schwaches Organ, auch wenn die Auflage mit 12'000 Exemplaren für heutige Verhältnisse verschwindend klein war. Das rote Heft wurde viel gelesen und noch mehr beachtet, nicht nur in Berlin. In zahlreichen Städten bildeten sich Lesergemeinschaften, die das Blättchen unter ihren Mitgliedern kursieren liessen und regelmässige Diskussionsabende über einzelne Aufsätze veranstalteten.

Zu den treuesten Lesern der ‚*Weltbühne*‘ dürfen die Beamten des Reichswehrministeriums an der Bendlerstrasse in Berlin gezählt

werden. Das Blatt verfügte über ausgezeichnete Informationsquellen, vor allem militärpolitischer Art, und hatte das Ministerium schon einige Male in Verlegenheit gebracht. Am 12. März 1929 war es wieder soweit. Ein Autor namens Heinz Jäger veröffentlichte an diesem Tage ‚*Windiges aus der Luftfahrt*‘, einen Artikel über merkwürdige Finanzpraktiken und geheimnisvolle Erprobungsstellen der zivilen deutschen Luftfahrt. Hinter dem Pseudonym «Heinz Jäger» verbarg sich der Mitarbeiter der ‚*Weltbühne*‘ Walter Kreiser. Kreiser war im Ersten Weltkrieg Artilleriebeobachter bei der Feldfliegerei gewesen und hatte sich später immer wieder mit Flugzeugtechnik befasst. Er war also ein Experte auf diesem Gebiet.

In seinem Artikel setzte er sich zunächst kritisch mit den Unternehmungen der Deutschen Lufthansa auseinander, wies auf die übermässig hohen Gehälter ihrer Direktoren hin und liess durchblicken, dass die Marine einigen Flugzeugherstellern mehr Gelder zukommen liess, als diese für Aufträge in der zivilen Luftfahrt ausgeben konnten. Er fragte, «ob es wirklich nötig ist, für unseren geringen Bedarf an Verkehrs- und Sportflugzeugen ein halbes Dutzend Flugzeugfabriken künstlich am Leben zu halten».

In den folgenden Abschnitten, die sich mit den Seeversuchsanstalten der Lufthansa befassten, wurde Kreiser deutlicher. Hinter der Bezeichnung «Küstenflugabteilung der Deutschen Lufthansa» verbirgt sich, so behauptete er, nichts anderes als eine militärische Einrichtung. Der letzte Absatz seines Beitrages trägt die Überschrift ‚*Abteilung M*‘. Er soll im Wortlaut wiedergegeben werden: «Ähnliche Kapriolen wurden auch auf dem Flugplatz Johannisthal-Adlershof gemacht. Auf der Adlershofer Seite bestand als besondere Gruppe der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt eine sogenannte Abteilung M. Als beim vorjährigen Luftfahrtetat der sozialistische Abgeordnete Krüger im Haushaltsausschuss die Regierungsvertreter um Auskunft bat, zu welchem Zweck die Abteilung M da sei, bekam er keine Antwort, denn sonst hätten die Behörden darauf aufmerksam machen müssen, dass ‚M‘ auch der Anfangsbuchstabe des Wortes Militärisch ist. So schwieg man lieber. Aber auch hier arbeitet Groeners findige Vernebelungstaktik. Um bei einer erneu-

12. März 1929

In der ‚*Weltbühne*‘
erscheint der
Artikel ‚*Windiges
aus der deutschen
Luftfahrt*‘ von
Walter Kreiser

ten Anfrage sagen zu können: eine solche Abteilung M gibt es nicht mehr, mit diesen Schweinereien haben wir aufgeräumt, wurde diese Abteilung auch aufgelöst, kam auf die Johannisthaler Seite des Flugplatzes und hiess jetzt ‚Erprobungsabteilung Albatros‘, zum Unterschied zu einer Versuchsabteilung, die Albatros bereits besitzt. Diese ‚Erprobungsabteilung Albatros‘ ist zu Lande dasselbe, was an der See die ‚Küstenflugabteilung der Lufthansa‘ darstellt. Beide Abteilungen besitzen je etwa dreissig bis vierzig Flugzeuge, manchmal auch mehr. Aber nicht alle Flugzeuge sind immer in Deutschland ...»

In der Bendlerstrasse rauchten die Köpfe. Das war starker Tobak. Reichswehrminister Groener verspürte bei allem Zorn auch etwas Genugtuung. Er hatte die Gewissheit, endlich zum entscheidenden Schlag gegen das verhasste rote Heft ausholen zu können. Von den Juristen seines Ministeriums liess er sich ein Gutachten anfertigen, um nachweisen zu können, dass der Artikel ‚*Windiges aus der Luftfahrt*‘ den Tatbestand des Verrats militärischer Geheimnisse erfülle. Mit den entsprechenden Begleitschreiben wurde das Gutachten nach Leipzig zum Reichsgericht geschickt, das «pflichtgemäss» ein Ermittlungsverfahren eröffnete.

So schnell, wie Reichswehrminister Groener sich das gedacht hatte, ging das Verfahren aber trotzdem nicht über die Bühne. Die Regierung musste nämlich aussenpolitische Rücksichten üben. Die Genfer Abrüstungsverhandlungen standen bevor. Das Dilemma lag auf der Hand: Eine Verurteilung Kreisers und des zuständigen Redakteurs Ossietzky bedeutete, dass die in dem Artikel aufgestellten Behauptungen stimmten, und das Ausland besass Beweise für die heimliche Aufrüstung Deutschlands. Entsprachen die Behauptungen aber nicht den Tatsachen, durfte auch kein Verfahren stattfinden.

Mehr als zwei Jahre dauerte das Tauziehen zwischen Reichswehrministerium und Auswärtigem Amt um Gutachten, Paragraphen und deren Auslegung. In Wirklichkeit ging es nicht um Paragraphen, sondern um gegensätzliche politische Interessen. Ossietzky wurde in der Zwischenzeit vernommen. Obwohl er und Kreiser zeitweise gar nicht mehr mit einem Verfahren rechneten – von dem

juristischen Kleinkrieg zwischen den Ministerien drang ja nichts nach draussen, besorgten sie sich für alle Fälle namhafte Anwälte: Professor Dr. Max Alsberg, ein hervorragender Jurist, Dr. Kurt Rosenfeld, ehemals preussischer Justizminister, Mitglied der SPD, Dr. Alfred Apfel, der Ossietzky schon in anderen Verfahren mit seinem juristischen Sachverstand zur Seite gestanden hatte, und Rudolf Olden, der seine journalistische Tätigkeit weitgehend aufgegeben hatte, um als Anwalt aktiv an politischen Strafverfahren mitzuwirken. «Es war das beste politische Verteidigerteam, das Berlin stellen konnte, und es ging in den ungleichen Kampf mit dem Mut, den die gute Sache verdient, mit der Klugheit, die ein politischer Prozess erfordert, und mit der Wärme, die einem Ossietzky auf der Anklagebank zukommt», schreibt Bruno Frei, selber zeitweise Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘, in seinem 1966 in der DDR erschienenen Buch ‚Carl von Ossietzky – Ritter ohne Furcht und Tadel‘.

Im Frühjahr 1931 wurde auf höchster Ebene zwischen den beteiligten Ministerien Reichswehr, Auswärtiges und Justiz ein Kompromiss gefunden, der die Eröffnung des Verfahrens ermöglichen sollte, ohne dass negative aussenpolitische Folgen damit verbunden waren. Am 5. Mai 1931 teilte die ‚Weltbühne‘ ihren Lesern mit, dass seit mehr als zwei Jahren gegen den Herausgeber des Blattes, Carl von Ossietzky, und gegen den Schriftsteller Walter Kreiser ein Verfahren wegen Landesverrats und wegen Verrats militärischer Geheimnisse schwebt und dass der Prozess nunmehr für den 8. Mai 1931 beim Reichsgericht in Leipzig angesetzt sei.

Der Termin 8. Mai wurde kurzfristig abgesagt mit der offiziellen Begründung, der Sachverständige des Auswärtigen Amtes sei verhindert. In Wahrheit hatte das Auswärtige Amt sich erneut geweigert, einen solchen Sachverständigen überhaupt nach Leipzig zu schicken. Wieder verging ein halbes Jahr.

Carl von Ossietzky versah die Verschiebung des Prozesses mit einigen «grundsätzlichen Bemerkungen» in der ‚Weltbühne‘. Sein Kommentar beweist den Mut dieses Mannes. Es sei eine «ungeheuerliche Tatsache», dass jeder Deutsche, der sich für eine unbedingte

Respektierung des Friedensvertrages einsetze, Gefahr laufe, als Verräter abgeurteilt zu werden. Ein beträchtlicher Teil des Misstrauens gegen Deutschland in der ganzen Welt sei auf das höchste deutsche Gericht zurückzuführen. «Wir haben es hier nicht mehr mit Rechtsprechung zu tun, sondern mit einem Komplott zwischen Reichswehrministerium und Reichsanwaltschaft zur Niederhaltung der oppositionellen Presse und zur Aufrechterhaltung der Sonderstellung der Herren Militärs.» (*Die Weltbühne*, 15. Mai

Was Ossietzky von dem Vierten Strafsenat des Reichsgerichts hielt, der auch bald über ihn zu Gericht sitzen würde, hatte er schon einige Monate zuvor niedergelegt, als Adolf Hitler in Leipzig vor demselben Strafsenat seinen Auftritt als Zeuge in einem Verfahren gegen junge Offiziere wegen rechtsradikaler Aktivitäten hatte. Nachdem Hitler den Eid abgelegt hatte, durfte er ungestört seine politischen Tiraden verkünden und seine Absicht bekanntgeben, «Köpfe» rollen zu lassen. Dazu bemerkte Ossietzky mit der ihm eigenen Klarheit und Formulierungskunst: «Das Reichsgericht ahnt den Herrn von Morgen. Keine Ironie unterbricht den Mumpitz der Programmklärung, und wie ironisch können Richter sonst sein! Kein Verweis schneidet die blutrünstigen Bravaden ab, ungestört entwickelt das heroisch tapezierte Stück Malheur mit dem Diktatorenfimmel seine Guillotinephantasie.» (*Die Weltbühne*, 1. Oktober 1930)

Der Vorsitzende des Vierten Strafsenats hiess Dr. Baumgarten. Am 23. November 1931 eröffnete Reichsgerichtsrat Dr. Baumgarten in Leipzig das Verfahren gegen Carl von Ossietzky und Walter Kreisler. Der Prozess fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Den Anwälten der beiden Angeklagten wurde bald klar, dass eine Verurteilung ihrer Mandanten von vornherein feststand. Sämtliche Beweisanträge wurden abgelehnt. Auch der Hinweis, dass der Artikel nichts enthalte, was vorher nicht schon zahlreichen Fachleuten und Politikern bekannt gewesen sei, fruchtete nichts. Das Gericht liess eine Reihe von Zeugen und Sachverständigen des Reichswehrministeriums antreten, die übereinstimmend erklärten, die veröffent-

23. November

1931

Das Reichsgericht
Leipzig verurteilt
Ossietzky wegen
Landesverrats zu
18 Monaten
Gefängnis



lichten Tatbestände hätten der militärischen Geheimhaltung unterlegen. Was Kreiser über die «Erprobungsabteilung Albatros» geschrieben hatte, wurde bestätigt und durch Details ergänzt. Ossietzky wies den Vorwurf, Landesverrat begangen zu haben, entschieden zurück. Aber damit begnügte er sich nicht. Statt es bei allgemeinen Formulierungen wie, er habe im guten Glauben gehandelt, zu belassen, machte er sich jede Zeile des Artikels zu eigen. Dessen Verfasser trat bei dem Prozess immer mehr in den Hintergrund. Ossietzky – so berichten es diejenigen, die dabei waren – war Hauptangeklagter und Hauptakteur. Zeitweise wurde er sogar zum Ankläger des Reichsgerichts und all der Kräfte, die dabei waren, den demokratischen Staat, die so mühsam zusammengehaltene Republik zu zerstören.

Die flammende Schlussansprache Ossietzkys änderte am Urteil nichts: Je ein Jahr und sechs Monate Gefängnis für Ossietzky und Kreiser verfügten der Reichsgerichtsrat Dr. Baumgarten und seine Beisitzer Driver, Dr. Sonntag, Drechsler und Dr. Hertel. Ausserdem mussten die Angeklagten die Kosten des Verfahrens tragen. Das Urteil selbst durfte veröffentlicht werden, keine Zeile jedoch über den Prozess verlauf.

Ossietzky gab noch am selben Tag dem Berliner ‚8-Uhr-Abend-Blatt‘ ein Interview. Unter der Überschrift ‚Ich – ein Landesverrä-

*Angeklagter
und Anwälte.
Ossietzky
(Mitte),
Olden (l.),
Apfel (r.).*

ter' wurde er mit den Sätzen zitiert: «Noch leben wir aber in der demokratischen Republik, auf deren Grundsätze ich schwöre und die ich vom Tage ihrer Geburt an verteidigt habe. Noch leben wir im Zustand verbürgter Meinungsfreiheit, noch immer in einem Staat, in dem das Militär den zivilen Behörden unterworfen ist. Deshalb werde ich weiter dafür einstehen, dass der Geist der deutschen Republik nicht durch eine missverstandene Staatsraison verfälscht wird.»

Obwohl Einzelheiten des Prozesses nicht bekannt wurden, war das Echo der deutschen und ausländischen Presse auf das Leipziger Urteil ausserordentlich gross. Fast alle grösseren Zeitungen kommentierten den Richterspruch. Im Ausland überwog die Kritik. Die Leitartikler sahen ihre Befürchtungen bestätigt, dass Deutschland entgegen den Bestimmungen des Versailler Vertrages heimlich gerüstet hatte. Mehrere deutsche Zeitungen meinten, nicht Ossietzky oder Kreiser, sondern das Leipziger Reichsgericht gefährde die Sicherheit des Staates.

Kreiser, dessen Artikel die ‚Weltbühne‘ mit einem Schlag weltbekannt gemacht hatte, setzte sich nach Paris ab, wo er in rechtsgerichteten, nationalistischen Blättern wie dem ‚Echo de Paris‘ Einzelheiten des Prozess Verlaufs veröffentlichte und damit seinem Mitangeklagten Ossietzky zusätzliche Schwierigkeiten bereitete.

«Es war Herr von Schleicher»

Im Gegensatz zu Kreiser blieb Ossietzky, obwohl er hätte fliehen können. Ihm wurde sogar nahegelegt, Deutschland zu verlassen. Der Schriftsteller und Liedermacher Walter Mehring, Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘ und durch seine Chansons fast so bekannt wie Tucholsky, war dabei, als ein hoher Offizier der Reichswehr den Leiter der ‚Weltbühne‘ zu diesem Zweck aufsuchte. «Ich habe ein vertrauliches Gespräch mit Ihnen zu führen», sagte der Offizier, zu Ossietzky gewandt. «Bitte», erwiderte dieser, «das ist mein Kollege und Mitarbeiter Walter Mehring. Sie können vor ihm so offen reden

wie vor mir.» Der Offizier zögerte und sagte dann: «Herr von Ossietzky, Sie sind doch wahrscheinlich von den Ereignissen (gemeint war der Leipziger Prozess) etwas mitgenommen. Es wäre doch ganz gut, wenn Sie eine kleine Erholungsreise antreten könnten, zum Beispiel in die Schweiz.» Und zog aus der Tasche einen Pass. Ossietzky lächelte und schob den Pass beiseite. Der ungewöhnliche Besucher gab sich einen Ruck, nahm das Papier wieder an sich und verabschiedete sich förmlich. Ossietzky und Mehring gingen in das Café, das sich in demselben Haus befand. Beide tranken schweigend eine Tasse Kaffee. Ossietzky nach einer Weile: «Jetzt sollen die Herren, die mir diese Gefängnissuppe eingebrockt haben, sie auch selber auslöffeln.» Walter Mehring wollte endlich wissen, wer der hohe Offizier gewesen sei. Ossietzky: «Es war Herr von Schleicher.»

Nazis bestürmen die Republik

Die Monate bis zum Antritt der Gefängnisstrafe im Frühjahr 1932 waren angefüllt mit hektischer Aktivität. Die politischen Ereignisse überschlugen sich fast. Die Nationalsozialisten steigerten ihren Terror. Das Blut, das in den Strassen floss, liess sich in Zahlen ausdrücken. 1930/31 gingen etwa 1'500 Gewalttaten mit 62 Toten und 3200 Verletzten auf das Konto der Nazis. Reichswehrminister Groener, inzwischen als Innenminister auch für die Sicherheit in Deutschland zuständig, blieb auf dem rechten Auge blind. Der Triumph von Leipzig genügte ihm nicht. Ende November 1931 verlangte er in einem Zeitungsinterview neue, verschärfte Vorschriften gegen «Staatsverleumdung». Sein Argument: Fanatischer Hass oder Gewinnsucht seien die Triebfeder für Staatsverleumder. Ossietzky, der sich angesprochen fühlte und unter anderen sicher auch gemeint war, antwortete in einem offenen Brief, weder das eine noch das andere treffe auf ihn zu. Ausserdem habe er noch keinen Antimilitaristen gesehen, der durch diese Haltung reich geworden sei. «Der Krieg ist ein besseres Geschäft als der Friede.

Ich habe noch niemanden gekannt, der sich zur Stillung seiner Geldgier auf Erhaltung und Förderung des Friedens geworfen hätte. Die beutegierige Kanaille hat von eh und je auf Krieg spekuliert.» (*Die Weltbühne*, Dezember 1931)

In den ersten Monaten des Jahres 1932 stand Deutschland vor der entscheidenden Frage, wer neuer Reichspräsident werden sollte. Hindenburgs Amtszeit war abgelaufen. Der Versuch, durch eine Änderung der Verfassung seine Präsidentschaft zu verlängern, schlug fehl. Die Sozialdemokraten verzichteten nach langen innerparteilichen Auseinandersetzungen auf einen eigenen Kandidaten. Stattdessen hatten sie zwischen zwei Übeln zu wählen. -'Das grössere Übel hiess Hitler, das kleinere Hindenburg. Die Arbeiterpartei entschied sich für Hindenburg.

Ossietzky brauchte einige Tage, um sich über seine Haltung klarzuwerden. Dann sprach er sich für den Bewerber der Kommunisten, Ernst Thälmann, aus. Den Standpunkt der SPD hielt er schon deshalb für falsch, weil die Sozialdemokraten ihre Zustimmung zu Hindenburg nicht mit politischen Bedingungen verknüpft hatten. In der KPD sah Ossietzky zu diesem Zeitpunkt ein wichtiges Bollwerk gegen den heraufkommenden Faschismus. Die Kommunisten allein waren aber viel zu schwach, um Hitler zu verhindern. Ein Bündnis der Arbeiterparteien, der Linksparteien überhaupt, hätte in letzter Minute vielleicht das Schlimmste verhindern können, dachte Ossietzky. Seine Appelle, die alten Gegensätze zurückzustellen und gemeinsam dem neuen Feind entgegenzutreten, bekamen fast beschwörenden Charakter. «Wir stehen an einem schicksalsvollen Wendepunkt. In absehbarer Zeit schon kann der offene Faschismus ans Ruder kommen . . . Republikaner, Sozialisten und Kommunisten, in den grossen Parteien Organisierte und Versprengte – lange werdet ihr nicht mehr die Chance haben, eure Entschlüsse in Freiheit zu fassen und nicht vor der Spitze der Bajonette! Die Zeit der isolierten Aktionen geht zuende ...» (*Die Weltbühne*, 1. Dezember 1931)

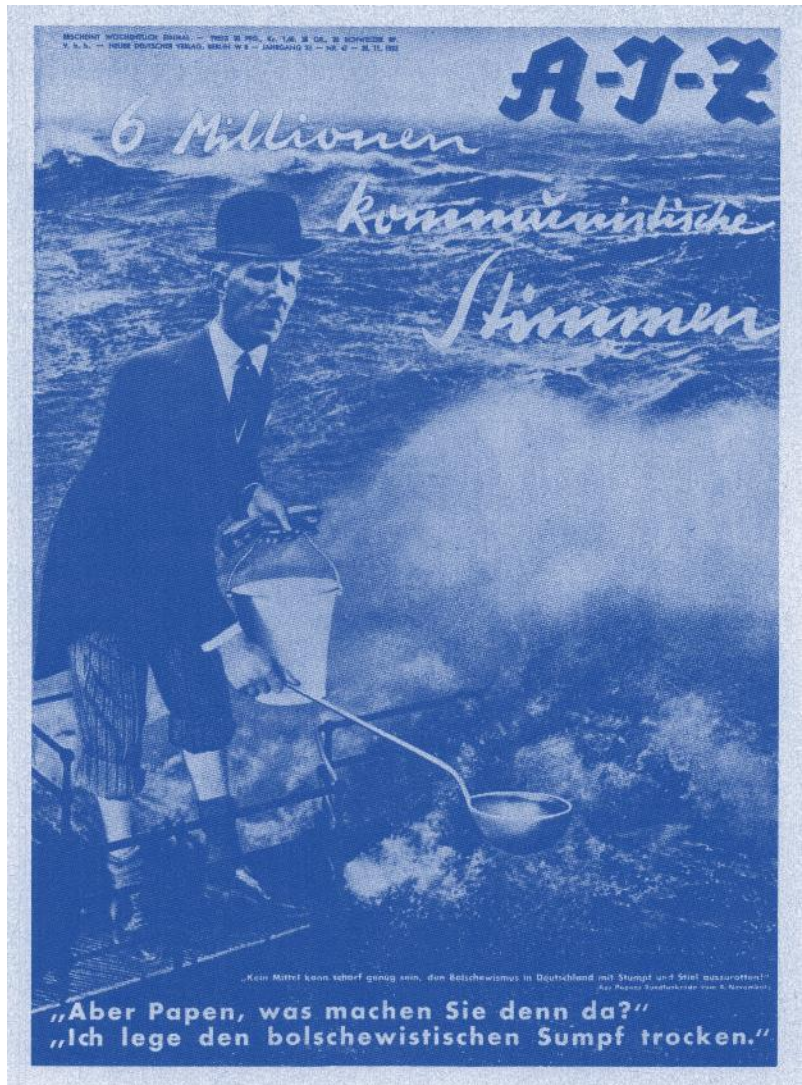
Noch war es nicht soweit. Im ersten Wahlgang bekam Hindenburg 18,6 Millionen Stimmen, Hitler 11,3 Millionen und Thälmann 5

Millionen. Im zweiten Wahlgang erhielt Hindenburg 19,4 Millionen Stimmen, Hitler 13,4 und Thälmann nur noch 3,7 Millionen. Durch das Eintreten für Ernst Thälmann war Carl von Ossietzky noch kein Kommunist geworden, obwohl er zweifellos Anfang der dreissiger Jahre einiges von seiner Ablehnung gegenüber der Moskautreuen KPD zurückgenommen hat. Ossietzkys Stimme wog, und sie mag mit zu dem vergleichsweise guten Abschneiden Thälmanns im ersten Wahlgang beigetragen haben. Der Chef der ‚Weltbühne‘ hätte, wie er bekannte, als «parteiloser Mann der Linken» gern für einen akzeptablen Sozialdemokraten wie Paul Lobe oder Otto Braun gestimmt. «Da kein sozialdemokratischer Kandidat vorhanden war, musste ich schon für den kommunistischen stimmen.»

Der wiedergewählte Reichspräsident, der sich vorher weitgehend aus der Tagespolitik herausgehalten hatte, sah sich plötzlich gezwungen, wichtige politische Entscheidungen zu treffen. Diese Entscheidungen wurden in erster Linie von dem Mann bestimmt, der Ossietzky gedrängt hatte, Deutschland zu verlassen: General Kurt von Schleicher. In seiner Wohnung fanden Treffen mit Adolf Hitler und anderen führenden Nationalsozialisten statt. Am 30. Mai 1932 gab das Kabinett Brüning auf, nachdem Hindenburg dem Reichskanzler sein Vertrauen entzogen hatte. Bereits einige Tage vorher hatte Reichswehrminister Groener vor den Intrigen Schleichers kapituliert und war zurückgetreten. Zum Nachfolger Brünnings bestimmte der Reichspräsident den «Herrenreiter» Franz von Papen, einen durch und durch konservativen monarchistischen Diplomaten.

Groeners Sturz hatte Ossietzky vorausgesagt – in der ihm eigenen, unnachahmlichen Art: «Ich bin nicht geneigt, Herrn Groeners Rundungen Unrecht widerfahren zu lassen, aber um zugleich bei der Republik und beim Faschismus zu sitzen, dazu langt nicht einmal der dickste deutsche Ministerarsch.» (*Die Weltbühne*, 6. April 1932)

Die drohende Machtergreifung durch die Nationalsozialisten nahm der Herausgeber der ‚Weltbühne‘ Anfang Mai 1932 zum Anlass,



Titelblatt der ‚Arbeiter-Illustrierten-Zeitung‘ vom 20. November 1932. Der blinde Antikommunismus des Reichskanzlers von Papen inspirierte John Heartfield zu dieser Fotomontage.



Wahlkampf 1932:
Thälmann, Präsidentschaftskandidat
der Kommunisten, hatte keine Chance.
Hitler und Hindenburg marschieren
gemeinsam – der Anfang vom Ende.

seinen Appell zur Einheitsfront der Linken zu erneuern. Seine Aufforderung klang noch eindringlicher als Wochen zuvor. In dem bekannten Aufsatz ‚Ein runder Tisch wartet‘ schrieb Ossietzky, es gehe jetzt nicht mehr um die Frage, ob Kommunisten oder Sozialdemokraten recht behielten, sondern einzig und allein um ihre Existenz. Ossietzky: «Ich frage euch, Sozialdemokraten und Kommunisten – werdet ihr morgen überhaupt noch Gelegenheit zur Aussprache haben? Wird man euch das morgen noch erlauben?» (*Die Weltbühne*, 3. Mai 1932)

Gnadengesuch

Sätze wie diese zeigen, dass Carl von Ossietzky um alles andere, nur nicht um das eigene Schicksal besorgt war. Darum kümmerten sich

seine Freunde. Sein Anwalt hatte am 30. Dezember 1931 – wenige Wochen nach dem Leipziger Prozess – ein Gnadengesuch bei Reichspräsident von Hindenburg eingereicht. Da das Urteil rechtskräftig war, also keine Einspruchsmöglichkeit bestand, war das Gnadengesuch für Ossietzky die letzte Chance. Er selber hatte der Eingabe nur unter der Bedingung zugestimmt, dass in dem Brief an Hindenburg nicht seine Person, sondern die «Sache» im Vordergrund stünde.

Die Aufforderung zum Straferlass wurde von zahlreichen Persönlichkeiten unterstützt. Thomas Mann schrieb: «Der Fall Ossietzky ist auch mir sehr nahe gegangen ... Es ist eine furchtbare und demütigende Vorstellung, in einem Lande zu leben, wo über Erscheinungen der Unordnung gewaltsam mit Hilfe der Justiz Stillschweigen gebreitet werden soll ...» Albert Einstein telegrafierte aus Pasadena in Kalifornien: «Dieses Urteil muss die deutsche Gerichtsbarkeit in den Augen des deutschen Publikums herabsetzen und bedeutet ausserdem eine neue Quelle des Misstrauens für das Ausland gegenüber Deutschland in politischer Beziehung.»

21. April 1932
Gnadengesuch
abgelehnt

Das Gnadengesuch wurde am 21. April 1932 abgelehnt, trotz so prominenter Fürsprecher wie Thomas Mann und Albert Einstein. Die Liga für Menschenrechte, die aus dem von Einstein gegründeten *„Bund neues Vaterlands“* hervorgegangen war und mit Kurt Grossmann einen aktiven Generalsekretär hatte, organisierte zusammen mit der Schriftstellervereinigung PEN eine Unterschriftenaktion für Ossietzky mit dem Ziel, die Gefängnisstrafe in Festungshaft umzuwandeln, was für den Gefangenen einige Erleichterungen bedeutet hätte. Innerhalb weniger Wochen kamen über 43'000 Unterschriften zusammen.

Auch dieser Appell verhallte ergebnislos. Ossietzkys Anwalt Dr. Apfel meinte später, Hindenburg und der Reichsjustizminister hätten anfangs eine Begnadigung ernsthaft erwogen, aber die Veröffentlichungen Kreislers im *„Echo de Paris“* über den Prozessverlauf in Leipzig hätten sie letztlich davon abgehalten.

Vor seinem Haftantritt im Gefängnis Berlin-Tegel musste Carl von Ossietzky noch entscheiden, was mit seiner Tochter Rosalinde

geschehen sollte. In den zurückliegenden Monaten konnte er sich wenig um seine Familie kümmern. Maud von Ossietzky suchte, wie Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘ berichteten, Trost und Ablenkung von den nie enden wollenden Schwierigkeiten im Alkohol, was Ossietzky grossen Kummer bereitete. Er sprach mit niemandem darüber, zumal er wusste, dass seine Frau seit ihrer Kindheit unter Angstzuständen litt. Seit dem Leipziger Urteil fürchtete er, dass sein Kind ebenfalls zu leiden hätte, wenn er als verurteilter Landesverräter im Gefängnis sitzen würde. Deshalb beschloss er, das Mädchen in einer Schule möglichst weit weg von Berlin unterzubringen. In der Odenwaldschule an der Bergstrasse bekam Rosalinde einen Schulplatz.

Der Vater brachte sie dorthin. Ossietzky hatte seiner Tochter zunächst etwas von einer längeren Reise erzählt, ihr dann jedoch die Wahrheit gesagt. Als Vater und Tochter in der Odenwaldschule ankamen, wurden sie gleich von den anderen Schülern umringt und neugierig befragt. Durch den Prozess war der Schriftsteller Ossietzky ein bekannter Mann geworden. Rosalinde empfand Stolz: «Ich identifizierte mich ganz und gar mit meinem Vater. Ich war ihm so dankbar, dass er mich in diese schöne Schule brachte, und hatte das Gefühl, dass auch er zufrieden war, für seine Tochter etwas wirklich Positives getan zu haben. In der Odenwaldschule vergass ich Berlin, alles Schwere, alle Probleme, fast auch meinen Vater.»

Abschied vor dem Gefängnistor

Viele seiner Kollegen und Freunde haben versucht, Ossietzky zur Flucht ins Ausland zu überreden. Einer von ihnen war der Schriftsteller Ludwig Marcuse. In seinem Buch ‚*Mein 20. Jahrhundert*‘ hat er darüber berichtet: «Der Herausgeber sass an einem langen Tisch; links ein riesiger Stapel von Zeitungen, rechts ein kleiner Berg von Manuskripten. Er zündete sich eine Zigarette nach der anderen an;

wenn er sie sorgfältig über die kleine, gelbrote Flamme hielt, zitterten seine Hände. Er blickte meist hinunter auf die Knie. Selten hob er die starke Nase und das schwere Kinn. Dann streiften scheue, stahlblaue Augen das Gesicht dessen, mit dem er sich unterhielt. Seine Worte, dünn und hart, standen in krassem Widerspruch zu diesem schnellen, etwas flüchtigen Blick; sie waren bestimmt, schneidend, von trockenem, grimmigem Witz ...» Marcuse forderte ihn auf, nicht in das Gefängnis zu gehen. Er werde aus dieser Hölle nie wieder herauskommen. Ossietzkys Entschluss stand längst fest. Er wehrte ab, so entschieden, dass Marcuse, wie andere vor ihm, den Versuch aufgab.

10. Mai 1932
Haftantritt im
Gefängnis Berlin-
Tegel

Die Behörden hatten sich mit der Verfügung zum Strafantritt Zeit gelassen. Am 10. Mai 1932 war es dann soweit. Freunde, Kollegen, Leser der ‚Weltbühne‘ und Neugierige begleiteten den Herausgeber auf seiner Fahrt zum Gefängnis in Tegel. Eine lange Autokolonne bewegte sich aus der Stadt. Kurt Grossmann, der Sekretär der Liga für Menschenrechte, hatte mit dem Berliner Polizeivizepräsidenten eine Absprache getroffen, dass an diesem Tage in dem Wäldchen nahe der Strafanstalt keine Polizisten auftauchen würden – trotz des Demonstrations- und Versammlungsverbots.

Über hundert Männer und Frauen fanden sich an der verabredeten Stelle ein, darunter bekannte und weniger bekannte Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘, Schriftsteller, Anwälte, Theaterkritiker – Namen, die bald gewaltsam von der Bühne des deutschen Geisteslebens vertrieben wurden: Arnold Zweig, Leonhard Frank, Erich Mühsam, Axel Eggebrecht, Ernst Glaeser, Lion Feuchtwanger, Hermann Kesten, Alfons Goldschmidt, Hellmuth von Gerlach, Werner Hegemann, Ernst Toller. Es gab kurze Ansprachen, Händeschütteln, dann dankte Ossietzky – die Aktentasche unter dem Arm, den Hut in der Hand – allen, die sich seiner Sache angenommen hatten. In Begleitung seiner beiden Anwälte Rosenfeld und Olden schritt er zum Gefängnistor und winkte noch einmal mit seinem Hut. Krachend fiel die grosse eiserne Tür hinter ihm ins Schloss.

Der denkwürdige Abschied vor dem Tegeler Gefängnis wurde von mehreren, die dabei waren, beschrieben. Alfred Polgar, Theaterkri-

tiker der ‚Weltbühne‘, vermerkte darüber: «Dann ging er den ersten Schritt in den langen Schacht seiner 18 Monate, die anderen gingen in die Stadt zurück, zu ihrer Arbeit oder Arbeitslosigkeit, und zündeten sich eine Zigarette an, was in jenem Augenblick der Strafgefangene Carl von Ossietzky schon nicht mehr durfte . . .» Und Kurt Grossmann, der Generalsekretär der Liga, in seinem Ossietzky-Buch: «Keiner von uns ahnte, dass auf den Tag genau ein Jahr später eine mittelalterlich anmutende Gegendemonstration gegen die in Carl von Ossietzky verkörperte Geistesfreiheit stattfinden würde.»

Am 10. Mai 1933 fand die Bücherverbrennung statt. Die Bücher und Schriften von Ossietzky, Tucholsky, Kästner, Remarque, Marx, Kautsky, Foerster und vielen anderen wurden «den Flammen übergeben». Am 10. Mai 1932 durfte die ‚Weltbühne‘ noch Ossietzky's bekanntesten Aufsatz veröffentlichen: ‚Rechenschaft‘. Der Artikel ist die Bilanz der zurückliegenden fünf Jahre. Die wichtigsten Kapitel sind im Dokumentarteil (vgl. S. 98-103) enthalten. Ossietzky begründet darin unter anderem, weshalb er nicht ins Ausland geflohen ist. Der umfangreiche Aufsatz enthält sein politisches Testament, das, wie fast alle seine Texte, angereichert ist mit bitterer Ironie.



«Ich muss sitzen!»
Abschied vor dem Gefängnis
Berlin-Tegel:
Ossietzky (l.),
Toller (r.).

Die Weltbühne

Der Schaubühne XXVIII. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

Inhalt:

Carl v. Ossietzky	Rechenschaft
Hanns-Erich Kaminski	Deutschlands Freiheitskampf
Helmut v. Gerlach	Richter erzählen Märchen
Ignaz Wrobel	Liebe Schweiz!
Alfred Polgar	Drehorgel
Walter Mehring	Tugend in zwei Versionen
K. L. Gerstorff	Immer wieder Abbau
Peter Panter	Praktisch
Axel Eggebrecht	Konfektion
Rudolf Arnheim	Vom Schlechten zum Guten
Walther Karsch	Zum Thema Buchkritik
Bernhard Citron	Staatshilfe verpflichtet
Erich Kästner	Die Animierdame stößt Bescheid

Antworten

Erscheint jeden Dienstag

XXVIII. Jahrgang

10. Mai 1932

Nummer 19

Versandort Potsdam

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstraße 152

Rechenschaft von Carl v. Ossetzky

Ich muss sitzen!

In diesen Tagen beziehe ich ein preussisches Gefängnis, um die achtzehn Monate abzusitzen, die mir der Vierte Strafsenat am 23. November vorigen Jahres wegen Landesverrats und Verrats militärischer Geheimnisse zudiktiert hat. Es ist also der Augenblick gekommen, wo ich meine Tätigkeit an der ‚Weltbühne‘ unterbrechen muss. Eine so von aussen erzwungene Cäsur ist wichtig genug, um Rechenschaft abzulegen über das, was in den letzten Monaten geschehen ist und zugleich den Hintergrund zu zeichnen, von dem sich der Justizfall Weltbühne abhebt...

Über eines möchte ich keinen Irrtum aufkommen lassen, und das betone ich für alle Freunde und Gegner und besonders für jene, die in den nächsten achtzehn Monaten mein juristisches und physisches Wohlbefinden zu betreuen haben: – ich gehe nicht aus Gründen der Loyalität ins Gefängnis, sondern weil ich als Eingesperrter am unbequemsten bin. Ich beuge mich nicht der in roten Sammet gehüllten Majestät des Reichsgerichts sondern bleibe als Insasse einer preussischen Strafanstalt eine lebendige Demonstration gegen ein höchstinstanzliches Urteil, das in der Sache politisch tendenziös erscheint und als juristische Arbeit reichlich windschief.

Diesen Protest lebendig zu erhalten, das bin ich allen denen schuldig, die für mich eingetreten sind, obgleich die Umstände es verweigerten, ihnen genaue Kenntnis von der Materie zu geben. Das bin ich auch den namenlosen proletarischen Opfern des Vierten Strafsenats schuldig, um die sich niemand ausser den Parteifreunden gekümmert hat. Denn der Fall Weltbühne ist der einzige seit langem, der eklatant geworden ist und die Öffentlichkeit wirklich erregt hat. Die grosse Spinne von Leipzig soll einen Bissen zu viel geschluckt haben.

Damit beantworte ich zugleich eine Frage, die mich vom Abend des 23. November, wo ich auf dem Anhalter Bahnhof von einer Deputation journalistischer Ehrenjungfrauen empfangen wurde, bis heute in einigen hundert Briefen und Gesprächen bedrängt hat. Diese Frage heisst ganz simpel: «Mensch, warum türmst du nicht?»

Natürlich bestreite ich das Recht des Publizisten nicht, sich dem Zugriff der herrschenden Gewalten durch die Flucht zu entziehen. Ein Recht, das übrigens jeder unschuldig Verurteilte hat, dem der normale Weg zur Rehabilitation versperrt ist oder der den Glauben an die richterliche Objektivität verloren hat. Es handelt sich aber in jedem Einzelfalle darum, das Wirksamere zu tun. Das allein muss entscheidend bleiben.

Das Reichsgericht hat mich vorsorglich in unangenehmster Weise abgestempelt. Landesverrat und Verrat militärischer Geheimnisse – das ist eine höchst diffamierende Etikette, mit der sich nicht leicht leben lässt. Geht man damit ins Ausland, so wird die gesamte Rechtspresse auf jubeln; Zum Feinde geflohen! Und manche von den Leichtschwankenden werden die Achseln zucken: es muss doch etwas an der Sache sein! Der Oppositionelle, der über die Grenze gegangen ist, spricht bald hohl ins Land herein. Der ausschliesslich politische Publizist namentlich kann auf die Dauer nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen entbehren, gegen das er kämpft, für das er kämpft, ohne in Exaltationen und Schiefheiten zu verfallen. Wenn man den verseuchten Geist eines Landes wirkungsvoll bekämpfen will, muss man dessen allgemeines Schicksal teilen.

Ich gehöre keiner Partei an – wohin also? Keine der Internationalen nimmt mich auf, stellt mich an einen neuen Platz. Es gibt draussen viele flotte Herren, die gern den Frieden hochleben lassen, wenn sie ihr neues Militärprogramm glücklich durchgedrückt haben, und die den deutschen Militarismus so verabscheuen, als wäre er der einzige in der Welt. Sollte der geflüchtete antimilitaristische Deutsche in ihrem Schatten gegen seine Generale und Bellizisten schreiben, das hiesse seiner Arbeit einen falschen Akzent geben. Denn dann dient er gewollt oder ungewollt einem fremden Interesse, er wird "eines der vielen Mundstücke fremder Propaganda. Er muss zu dem schweigen, was er sieht, um sich über das zu entrüsten, was er hinter sich gelassen hat und was mit der Zeit nicht nur den Augen sondern auch der Urteilskraft entrückt. Der politische Journalismus ist keine Lebensversicherung; das Risiko erst gibt seinen besten Antrieb.

dividualistischen Ästhetentums einstecken müssen. Die ‚Weltbühne‘ wird auch weiterhin das sagen, was sie für nötig befindet; sie wird so unabhängig bleiben wie bisher, sie wird so höflich oder frech sein, wie der jeweilige Gegenstand es erfordert Sie wird auch in diesem unter dem Elefantentritt des Fascismus zitternden Lande den Mut zur eignen Meinung behalten. WerJiL den moralisch trübsten Stunden-seines Volkes, zu . opponieren wagt, wird immer bezichtigt werden, das Nationalgefühl verletzt zu haben. Die ‚Weltbühne‘ hat immer eine ganz bestimmte und deutlich gezeichnete mltung eingenommen, und daraus ergibt sich für sie eine besonders verpflichtende Bindung an jene, die auf sie hören und die an sie glauben. Ihre Stimme kann nur Klang behalten, wenn ihr verantwortlicher Herausgeber seine ganze Person einsetzt und dann, wenn es ungemütlich wird, nicht die bequemere Lösung wählt sondern die notwendige.

Etwas ähnliches muss wohl auch das Reichsgericht empfinden. Denn bis zum Vorabend meines Strafantritts hat niemand meine Bewegungsfreiheit beeengt, erst heute hat man mir meinen Pass abgefordert. Meiner Abreise stand nichts im Wege. Schon aus diesem Grunde weiss ich, dass sie ein Fehler gewesen wäre. Es ist nicht meine Aufgabe, dem Reichsgericht das Leben angenehmer zu machen.. .

Überzeugung – oder was sonst?

. . . Jeder Kenner der Justiz weiss, dass Gerichte, die nicht völlig im Mittelalter stecken geblieben sind, heute die besondere Art eines Angeklagten, sein Milieu, seine Tätigkeit, die Quellen seiner Willens- und Meinungsbildung mehr als früher berücksichtigen, Obgleich Herr Reichsgerichtsrat Baumgarten, der Vorsitzende des Vierten Strafsenats, die Verhandlungen in ungewöhnlich urbanen Formen führte, hatte er doch eine in langer Übung ausgebildete Methode, über das hinwegzuhören, was die Angeklagten sagten und was sie über sich selbst auszusagen genötigt waren. Herr Baumgarten ging daran mit einer für die Angeklagten höchst unerfreulichen Technik vorbei. Dieser sehr höfliche Herr erweckte von der ersten Minute an den Eindruck, nicht nur seine Linie sondern auch schon seine abgeschlossene Meinung zu haben.

Wenn ich über mich selbst erzählen soll, so kann ich anführen, dass ich seit zwölf Jahren in der Redaktion grosser Blätter gearbeitet und als Tagesschriftsteller eine vielfältige Tätigkeit ausgeübt habe, dass ich in jeder Phase bemüht gewesen bin, mir eigne Augen und eigne Haltung zu wahren. Darüber setzten sich Herr Baumgarten und sein Richterkollegium mit einer staunenswerten Virtuosität hinweg. So habe ich diese Gesichter in Erinnerung: wenn die Angeklagten sprechen, werden sie kühl, abwehrend, ungläubig und verharren endlich in einer Mischung von Skepsis und Gelangweiltheit, ein Ausdruck, der sich erst löst, wenn der militärische Sachverständige das Wort nimmt. Dann kommt eine neue freundliche Spannung in die Mienen.

Was wir, die Angeklagten, ausführten, war dem Richterlich völlig belanglos. Es ist charakteristisch, dass nicht eine Frage fiel nach dem Wesen der ‚Weltbühne‘, nach ihrer besonderen Art und ihren Lebensbedingungen. Es wurde alles unversucht gelassen, was das Gericht irgendwie hätte zur Objektivität verführen können. So wurde aber auch der Eindruck vermieden, es handle sich um eine Generalabrechnung mit einem missliebigen Blatte. Das ist die taktische Leistung dieses Prozesses. Sie ist grösser als die juristische.

Nur ein Moment fesselte aufs Lebhafteste: dass ich unmittelbar nach dem Kriege etwa ein Jahr lang Sekretär einer pazifistischen Gesellschaft gewesen bin. Daraus wurde eine dauernde «antimilitaristische Einstellung» gefolgert. Ich hätte zur Vervollständigung meiner Biographie hinzufügen können, dass der organisierte Pazifismus in meiner innern und äussern Existenz nicht mehr als eine knappe Episode bedeutete. Dass ich mit den meisten von seinen Führern seitdem verzankt bin, dass ich ihre Politik für verkehrt und selbstzerstörerisch halte. Ich verzichtete darauf, denn es wäre mir ekelhaft erschienen, mir eine Folie zu geben auf Kosten von Menschen, die der gleichen Verfolgung preisgegeben sind wie ich. Ich hätte hinzufügen können, dass ich seit meiner Trennung von den organisierten Pazifisten mich ganz dem grossen Umschmelzungsprozess der Zeit anvertraut und mir eine besonders profilierte Stellung erungen habe. Dass mein Verstand sich noch immer zu der heute so verschmähten Demokratie bekennt, während mein Herz unwiderstehlich dem Zuge der proletarischen Massen folgt, nicht dem in Doktrinen eingekapselten Endziel sondern dem leben-

digen Fleisch und Blut der Arbeiterbewegung, ihren Menschen, ihren nach Gerechtigkeit brennenden Seelen. Das hätte ich sagen können – aber wozu? Ein Blick auf diese Gesichter bannte die Zunge.

Abgestempelt war ich ja doch...

Kleines Testament

...Jetzt geb ich meinen Degen also in der Garderobe ab. Was ist noch zu sagen?

Die schöne Schildpattbrille mit den blauen Gläsern, die mir eine meiner zahlreichen Verehrerinnen für die Flucht gewidmet hat, vermache ich Herrn General von Schleicher. Item den falschen Bart, den mir ein alter Abonnent in Prag gestiftet hat. Er wird das einmal brauchen können...

Ich danke allen guten Menschen, die mich für die Zeit meiner Gefangenschaft mit Schokolade versorgen wollen, Da mir nicht viel an Süßigkeiten liegt, bitte ich, sic gütigst an den Vierten Strafsenat richten zu wollen. Während des Prozesses habe ich die Beobachtung gemacht, dass die Herren Reichsrichter jedesmal in der Stunde vor der Tischpause Zeichen von Unruhe und hoher Ermüdung bemerkbar werden liessen. Schon Julius Cäsar sprach das Lob der wohlgenährten Männer, Wäre er nicht Diktator gewesen sondern Angeklagter, so würde er gewiss gesagt haben: Hungrige Richter sind gefährlich ...

Item bitte ich das deutsche Volk, einig in allen seinen Stämmen, sich nicht gegenseitig ausrotten zu wollen, damit es der ‚Weltbühne‘ nicht an Stoff fehlt. Ich glaube, es wird in den nächsten achtzehn Monaten nicht langweilig sein in Deutschland.

Es haben mir in diesen Monaten viele Kollegen, mit denen ich früher die Klinge kreuzen musste, Sympathie gezeigt und Freundlichkeiten erwiesen. Es sind viele Damen und Herren tatkräftig für mich eingetreten, die sich oft über die ‚Weltbühne‘ geärgert haben. Ich danke ihnen allen, dass ihr Solidaritätsgefühl sich stärker erwies als ihr Gedächtnis.

Von allen aber, die meine Arbeit in dem roten Heft freundlich oder feindlich verfolgt haben, verabschiede ich mich wie der brave Soldat Schwejk von dem alten Sappeur Woditschka: «Also nachn Krieg, um sechs Uhr Abend im ‚Kelch‘!»

Wieder vor Gericht

Die Leitung der ‚*Weltbühne*‘ übernahm vorerst Hellmut von Gerlach, Ossietzkys Förderer aus den frühen Hamburger Tagen. Ihm zur Seite stand ein junger Redakteur namens Walter Karsch, der noch nicht lange für das rote Heft schrieb. Karsch war nach dem Zweiten Weltkrieg Chefredakteur des Berliner ‚*Tagesspiegel*‘.

Carl von Ossietzky war noch keine zwei Monate im Gefängnis, als er schon wieder als Angeklagter vor Gericht stand. Ein Artikel von Kurt Tucholsky, unter Pseudonym veröffentlicht, brachte ihm erneut den Vorwurf ein, die Reichswehr beleidigt zu haben. Die ‚*Weltbühne*‘ hatte zum Jahrestag des Kriegsausbruchs von 1914 Anfang September 1931 noch einmal den Friedensappell Papst Benedikts XV. aus dem Jahre 1915 ungekürzt veröffentlicht und durch eine Glosse von Tucholsky ergänzt. Die Mahnung des Papstes «an die kriegführenden Völker und ihre Oberhäupter» war entschieden schärfer gefasst, als die 1915 in den deutschen Zeitungen erschienene Version erkennen liess. Zum Beispiel enthielt der Appell Sätze wie diesen: «Der Krieg ist eine grauenhafte Schlächterei.» Tucholsky ergänzte: «... Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.» (*Die Weltbühne*, 4. August 1931)

Diesen Satz mochte der Reichswehrminister nicht durchgehen lassen. Tucholsky, der Verfasser, überlegte eine Zeitlang, ob er zum Prozess nach Berlin kommen sollte. Die Briefe an seine in Berlin von ihm getrennt lebende Frau dokumentieren seine Selbstzweifel. Zwischen ihm und Ossietzky sei intern alles in Ordnung, schreibt er. «Nach aussen bleibt ein Erdenrest zu tragen, peinlich. Es hat so etwas von Desertation, Ausland, im Stich lassen, der Kamerad Ossi im Gefängnis . . . Frage: Schadet es mir mehr, wenn ich komme und als moralisch den grossen Mann mache, oder schadet es mir mehr, wenn ich nicht komme, dafür aber meine Knochen gesund aus der Affäre ziehe?»

Tucholsky kam nicht. Ossietzky musste seine Knochen hinhalten. Seine Verteidiger am 1. Juli 1932 waren die Anwälte Apfel und Olden, die bereits vor dem Reichsgericht in Leipzig für ihn gefochten hatten. Das Schöffengericht Berlin-Charlottenburg hatte die Frage zu klären, wer sich überhaupt beleidigt fühlen konnte, ob etwa die Soldaten der Reichswehr konkret gemeint waren. Der Staatsanwalt behauptete, Ossietzky habe mit voller Absicht den Soldatenstand diffamiert und müsse deshalb eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten bekommen.

Ossietzkys Anwälte erwiderten, nicht eine bestimmte Armee sei gemeint gewesen, sondern Soldaten überhaupt, ein Kollektiv also. Sie trugen einen ganzen Berg von Zitaten zusammen, von Voltaire, Friedrich dem Grossen, Goethe, Kant, Klopstock, Herder usw., in denen Soldaten als Mörder, Schlächter und Henker bezeichnet werden. Weder eine Armee noch ein Staatsanwalt habe deswegen jemals einen Strafantrag gestellt.

Ossietzky selbst, aus der Haft vorgeführt, übertraf nach Zeugen aussagen – ausser Kurt Grossmann, Generalsekretär der Liga für Menschenrechte, beobachteten noch andere das öffentliche Verfahren – an Mut und logischer Schärfe sogar seine geschickt argumentierenden Anwälte. Er machte sich – wie schon in Leipzig – den Text des inkriminierten Artikels voll zu eigen und erklärte dem erstaunten Gericht, er habe noch nie lieber vor Gericht gestanden als wegen dieses Artikels, der ganz seiner Auffassung entspreche. Wer für den Frieden sei, habe die Pflicht, immer wieder darauf hinzuweisen, dass Krieg nichts Heldenhaftes bedeute, sondern nur Schrecken und Verzweiflung über die Menschheit bringe.

Der Angeklagte warf dem Reichswehrministerium vor, ein Kesselreiben gegen Pazifisten zu veranstalten. Wörtlich erklärte Ossietzky: « Ich habe eben einen der merkwürdigsten Augenblicke meines Lebens gehabt, als in das Plädoyer meines Verteidigers von der Strasse die Klänge der Militärmusik hereintönten. Ich weiss nicht, ob man darin ein bedenkliches Symbol sehen soll oder einen belanglosen Zufall. Aber vielleicht ist durch diesen Klang der Staatsanwaltschaft von heute die Stimme ihres Herrn mitgeteilt worden. Ich bin

1. Juli 1932
Von der Anklage
wegen Beleidigung
der Reichswehr
freigesprochen

vielleicht der einzige hier im Saal gewesen, der über den Strafantrag auf sechs Monate Gefängnis nicht erstaunt gewesen ist. Denn es bleibt für mich bestehen, dass eine bestimmte Denkrichtung verfolgt werden soll.» Das «Plädoyer» des Angeklagten endete mit Fragen und mit einer Feststellung: «Was nützt den Toten des Weltkrieges die Ehre, die hier angeblich geschützt werden soll? Was nützen Denkmäler des unbekanntenen Soldaten den Gefallenen? Erst muss der Mensch leben, dann kann seine Ehre geschützt werden!»

Die Rede Ossietzkys wurde von Milly Zirker, einer Sekretärin der ‚Weltbühne‘, mitgeschrieben und später in der ‚Weltbühne‘ abgedruckt. Sie hinterliess bei Richtern und Geschworenen offensichtlich Eindruck: Der Vorsitzende meinte, es sei nicht einzusehen, dass gerade Kriegsteilnehmer, die in der Reichswehr dienten, gemeint gewesen seien, und erkannte auf Freispruch. Als Ossietzky, umringt von seinen Freunden und einem Justizvollzugsbeamten, den Gerichtssaal verliess, wurde er ans Telefon gerufen. Tucholsky hatte sich im Büro der ‚Weltbühne‘ erkundigt, wie das Verfahren ausgegangen sei und ob er von Paris aus darüber schreiben solle. Ossietzky blickte die Umstehenden an und schüttelte den Kopf. Man solle Tucholsky ausrichten, der Bericht werde in Berlin geschrieben.

Bevor Ossietzky in seine Zelle zurückkehrte, durfte er unter Bewachung in einem Lokal ausserhalb der Haftanstalt Mittag essen. Hellmuth von Gerlach, Edith Jacobsohn, Kurt Grossmann und Milly Zirker begleiteten ihn in das Restaurant «Hiller» unter den Linden. Es wurde eine denkwürdige Mittagspause, die auch den zur Bewachung abgestellten Justizbeamten nicht unberührt liess. Kurt Grossmann: «Ich hatte den Eindruck, dass er in den wenigen Stunden ‚einer von uns‘ geworden war.»

Knasterfahrten eines Publizisten

Als Sekretär der Liga für Menschenrechte hatte Kurt Grossmann leichter als andere Zutritt zum Gefängnis. Mitte August 1932 durfte er Ossietzky in Berlin-Tegel zum erstenmal besuchen. Unter Aufsicht von Justizbeamten unterhielten sich Besucher und Häftling.

Grossmann erkundigte sich nach dem gesundheitlichen Zustand Ossietzkys. Dieser versicherte, es gehe ihm einigermaßen gut. Das neue Leben als Gefangener sei zu ertragen. Vom Essen wolle er aber nicht reden. Zum Glück dürfe er Pakete empfangen, um seine Diät zu ergänzen. Für Wäsche und andere persönliche Bedürfnisse sorgten seine Frau und seine Mitarbeiterin Hedwig Hünicke. Von anderen Häftlingen erfuhr Grossmann später, dass Ossietzky den Inhalt seiner Pakete mit anderen Gefangenen teilte und für sich selber nur das Nötigste nahm. Das Gespräch im Besucherzimmer kreiste bald um politische Dinge. Ossietzky, der in seiner Zelle zwar nicht rauchen, dafür aber Zeitungen empfangen durfte, war über die meisten Entwicklungen gut unterrichtet.

Am 3. Oktober 1932 feierte Carl von Ossietzky seinen 43. Geburtstag in der Haftanstalt Tegel. Seine Freunde schickten Blumen, Briefe und Bücher. Mit ausdrücklicher Billigung des Gefängnisdirektors durfte Maud von Ossietzky ihren Mann besuchen und sogar unbeaufsichtigt mit ihm sprechen. Sie brachte ihm einen ersten Andruck der neuesten Ausgabe der ‚Weltbühne‘ mit, die einen Geburtstagsbrief an den Häftling enthielt. Darin versicherten die Mitarbeiter, wie sehr sie ihren «Chef» vermissten: «Es ist eine grausame Ironie, dass man an einen solchen Ort des Uhenkults und der preussischen Hausordnung (gemeint war das Gefängnis) grade Sie verschleppt hat, zu dessen Art es so gehört, sich über die bürgerlichen Regelmässigkeiten hinwegzusetzen. Sie lieben es doch, Ihren Tag ohne Mittagessen und ohne Mantel hinzuleben, mit Kaffee zu den seltsamsten Tageszeiten und Tageszeitungen, mit halbeingestürzten Papierbergen auf Ihrem Schreibtisch, Sie bevorzugen Bleistiftstummel, wo andere nicht ohne Prunktintenfass mit silbernem Rotstift auskommen . . . » (‚Die Weltbühne‘, 4. Oktober 1932) öffentliche Anteilnahme dieser Art mag Ossietzky nur widerstrebend zur Kenntnis genommen haben. Aber letzten Endes wird sie ihm den Aufenthalt im Gefängnis erleichtert haben, der für ihn in vieler Hinsicht eine Strapaze bedeutete. Im Gefängnis nahm er etwa 20 Pfund ab. Die Gefängniskost bekam ihm überhaupt nicht. Von den Erbsen und Bohnen, die immer wieder auf dem Speiseplan

standen, hätte man annehmen können, berichtete Ossietzky später, sie seien im Drogeriela den gekocht worden. Am meisten litt er jedoch unter dem Rauchverbot und unter der Enge der Zelle, Vier Schritte vor, vier Schritte zurück – das war alles.

Die Haftanstalt Tegel, die den Krieg überstanden hat, ist ein sternförmiger Bau, angelegt nach dem «Muster Sing-Sing in den Vereinigten Staaten» (Ossietzky). Von einem Punkt aus konnte man alle Treppen und Gänge beobachten. Die Zellen waren nicht nur eng, sondern auch schlecht gelüftet. Den Beamten bescheinigte Ossietzky, dass sie ihre Pflicht taten. Aber sie seien vielfach überfordert. Zu Weihnachten würden die Sanitätswachen wegen der Selbstmordgefahr verstärkt. «Das Gefühl der Verlassenheit, die Sehnsucht nach der Familie macht sich wie noch nie bemerkbar.» Noch etwas lernte der Zeitungsmann im Gefängnis: «Bilden Sie sich nicht ein», erzählte er später seinen Mitarbeitern, «dass das Gefängnis ein Hort der Ruhe ist. In den ersten Tagen wurde ich von dem Lärm fast verrückt. Nichts bleibt geheim, alles erfährt man auf tausend Wegen.»

Die Weihnachtsamnestie

Ossietzky kam schneller frei, als seine Frau und seine Mitarbeiter zu hoffen wagten. Nach dem Rücktritt von Reichskanzler von Papen durften die Deutschen im November 1932 wieder zur Wahl gehen. Es waren die letzten freien Wahlen vor Hitlers Machtergreifung. Sie brachten zugleich einen letzten Schimmer von Hoffnung: Die Nationalsozialisten verloren zum erstenmal, und zwar fast zwei Millionen Stimmen. Leichte Verluste mussten auch die Sozialdemokraten und das Zentrum hinnehmen, während die Deutschnationalen und die KPD dazugewannen. War Hitler doch nur ein Alptraum gewesen? Ein vernehmliches Aufatmen ging durch die Reihen der Republikaner und Demokraten.

Wenige Wochen nach der Wahl stellten SPD, KPD und NSDAP Amnestieanträge. Jeder wollte seine Häftlinge freihaben, die nach den blutigen Zusammenstößen der zurückliegenden Monate zu

Tausenden festgenommen worden waren. Dabei hatte es noch Richter gegeben, die es wagten, auch nationalsozialistische Provokateure hinter Schloss und Riegel zu bringen. Der Herausgeber der ‚Weltbühne‘ profitierte in gewisser Weise davon, weil jetzt besonders die Nazis darauf drängten, ihre Anhänger freizubekommen. Da konnte und wollte auch der neue Reichskanzler von Schleicher sich nicht querstellen, zumal ein Straferlass das öffentliche Ansehen eines Regierungschefs vergrösserte.

Am 13. Dezember 1932 teilte das rote Heft seinen Lesern die erfreuliche Nachricht mit: «Das Gesetz über die Amnestie ist beschlossen. Es enthält einen Absatz, der auch für Landesverrat Straffreiheit festsetzt, wenn dieser nicht aus Eigennutz begangen worden ist. Wir rechnen mit aller Bestimmtheit damit, dass Carl von Ossietzky in wenigen Tagen seine Freiheit wiedererlangt haben wird.» Ossietzky selber war nicht so zuversichtlich. Doch die «Schleicher-Amnestie» oder «Weihnachts-Amnestie», wie sie genannt wurde, galt auch für ihn. Der Absatz, von dem in der ‚Weltbühne‘ die Rede war, war auf Betreiben der SPD in den Gesetzentwurf gekommen, damit politische Häftlinge wie Ossietzky ebenfalls befreit wurden.

Am 22. Dezember öffnete sich das Gefängnistor. Ossietzkys Freunde waren schon in den Vormittagsstunden nach Tegel hinausgefahren. Erst am späten Nachmittag um 17.30 Uhr ordnete die Reichsanwaltschaft in Leipzig telefonisch die Freilassung Ossietzkys an. Der Häftling verabschiedete sich von seinen Mitgefangenen, auch von einigen Beamten, bevor er seine Freunde begrüßte. Er fuhr jedoch nicht gleich in die Stadt, sondern bat darum, zunächst eine Tabakhandlung und eine Bäckerei anzusteuern. Dort kaufte er grössere Mengen Zigarren und Zigaretten sowie Kuchen und liess alles zur Haftanstalt nach Tegel bringen, wo es unter den Gefangenen verteilt wurde. Der Gefängnisdirektor bedankte sich persönlich für die «Weihnachtsspende», die, wie er einige Tage später schrieb, nicht verfehlen werde, «Eindruck auf unsere Gefangenen zu machen, und sie werden Ihnen alle dankbar sein».

Auch ohne die Spende hatte Ossietzky bei seinen Mitgefangenen «Eindruck gemacht». In den 226 Tagen seiner Haft hatte er nicht ein

**22. Dezember
1932**
Haftentlassung

einziges Mal Sonderrechte für sich beansprucht. Er teilte nicht nur mit seinen Zellennachbarn, er achtete sie auch als Menschen, egal, was sie verbrochen hatten. Die Gefangenen in Berlin-Tegel und später im Konzentrationslager spürten das. Deshalb ist es verständlich, dass er in seiner stillen, bescheidenen Art nie aneckte, sondern im Gegenteil bei eigentlich allen Menschen, mit denen er zu tun hatte, beliebt und angesehen war.

Nach dem Abstecher zur Tabakwarenhandlung fuhren Ossietzky und seine Freunde ins Büro der ‚Weltbühne‘ an der Kantstrasse. Dort musste er viele Hände drücken, noch mehr Blumen entgegennehmen und zahlreiche Fragen beantworten. Ossietzky berichtete, dass seine Nerven noch ziemlich angespannt seien von der Haft und der Aufregung, die die unerwartete Freilassung ausgelöst habe. Ossietzky war gerührt, ja fast beschämt über so viel Anteilnahme an seinem Schicksal. Die ersten Sätze, die er als freier Mann wieder veröffentlichte, enthielten den Dank an alle, «die durch Wort und Schrift, durch öffentliche Zustimmung und politische Handlung» seine Freilassung bewirkt haben. «Im Gefängnis gewesen zu sein, das ist ein grosses Erlebnis, das kein politischer Mensch aus seinem Dasein streichen kann.» (*Die Weltbühne*, 27. Dezember 1932) Dennoch quälte ihn ein «Würgen im Halse», weil er freigekommen war und die vielen anderen in der Zelle bleiben mussten. Ein paar Tage später reichte der Herausgeber der ‚Weltbühne‘ in der Leserbrief-Spalte seines Blattes noch eine persönliche Stellungnahme nach, die so wohl nur von Ossietzky formuliert werden konnte: «Carl von Ossietzky dankt allen, die ihn zu seiner Rückkehr aus dem Gefängnis beglückwünscht haben, aufs Herzlichste. Mehr die Umstände als die Neigungen haben ihn genötigt, in seinem Leben mehr Unfreundliches als Freundliches zu sagen; er steht also vor soviel Sympathie etwas beschämt und verwirrt und weiss nicht recht, womit er sich das verdient hat. Er kommt sich schon beinahe wie Gerhart Hauptmann vor. Alles das ist sehr gegen sein Prinzip, er quittiert nochmals mit einem verlegenen Kratzfuss und versichert zugleich, dass alles, was ihm jetzt an Nettigkeiten zuteil wurde, gleich für das nächste Mal mit gelten soll.»



Wiedersehen und Abschied für immer. Ossietzky mit seiner Tochter Rosalinde nach der Entlassung aus dem Gefängnis. Das Foto entstand am 22. Dezember 1932 im Büro der ‚Weltbühne‘.

«Die Sitzung geht weiter»

Ab Januar 1933 war Ossietzky wieder formell Leiter der ‚Weltbühne‘. Mit dem halb spöttisch, halb ernst hingeworfenen Satz «Die Sitzung geht weiter» nahm er wieder an seinem Schreibtisch Platz. Politisch trat das ein, was Ossietzky und andere befürchtet hatten, was sie zu verhindern versucht hatten. Reichskanzler von Schleicher, die graue Eminenz im Hintergrund, die sich schliesslich selbst zum Regierungschef gemacht hatte, purzelte knapp neun Wochen später wieder aus dem Machtkarussell. Andere zogen noch besser

30. Januar 1933
Adolf Hitler wird
Reichskanzler

die Fäden. Adolf Hitler zum Beispiel und einige Industriebosse, die inzwischen auf die Nationalsozialisten gesetzt hatten. Am 30. Januar 1933 übernahm Hitler das Kanzleramt.

Die Kommentare, die in der ‚Weltbühne‘ zu diesem Ereignis erschienen, wirken vergleichsweise gelassen. Den Rücktritt Schleichers begleitete Ossietzky mit dem üblichen Mass an Spott und Bitternis. Am 31. Januar 1933 begann das rote Heft unter der Überschrift ‚Kamarilla‘ einen Artikel mit folgenden Sätzen: «Schöner Konsum an Rettern. Wieder einer futsch. Wenn das autoritäre Regime so weiter wirtschaftet, dann kann es bald heissen: Jeder Deutsche einmal Reichskanzler! Eltern kinderreicher Familien, hier winkt noch eine Chance!»

Nach dem Spott der Ernst. General Schleicher, so fuhr Ossietzky fort, liege «wundenbedeckt wie Cäsars Leichnam auf dem Capitob». Schleicher habe selber schuld, denn er sei auf seinem ureigensten Gebiet, der Intrige, geschlagen worden. Zielscheibe von Ossietzkys Kritik ist in den folgenden Absätzen Reichspräsident von Hindenburg, der von obskuren Gestalten beeinflusst werde, die als «Gutsnachbarn» oder «alte Regimentskameraden» sein geneigtes Ohr fänden. Ossietzky verlangte, dass Hindenburg unverzüglich sein Amt aufgeben: «Wird nicht sofort und bedingungslos der Weg zur Verfassung wieder angetreten – und dazu gehört vor allem der Rücktritt des Reichspräsidenten –, so wird die ausserparlamentarische Regierungsweise von oben mit ausserparlamentarischen Abwehrmethoden von unten beantwortet werden.»

Ossietzky rechnete mit einem Generalstreik, von dem überall gemunkelt wurde. Aber die Arbeiter verhielten sich ruhig. Die Arbeitsplätze waren dünn gesät. Noch immer lagen an die sechs Millionen Menschen in Deutschland auf der Strasse ohne Aussicht auf Beschäftigung. Als Hitler Ende Januar 1933 mit dem Kanzleramt schliesslich die entscheidende Stufe zur Macht erreicht hatte, griff die ‚Weltbühne‘ an. Ossietzky hielt dem neuen Regierungschef vor, gleich in den ersten Tagen wortbrüchig geworden zu sein: «Sie, Herr Reichskanzler, . . . sind der Führer einer Partei, die durch rücksichtslose antikapitalistische Propaganda in die Höhen gekom-

men ist. Jetzt, wo Sie oben angelangt sind, gibt es das nicht mehr. Jetzt haben Sie den Restbestand des deutschen Kapitalismus zu konsolidieren, den Grossgrundbesitz zu retten, die Ansätze zur Gemeinwirtschaft wieder rückgängig zu machen. Jetzt stehen Sie auf der anderen Seite der Barrikade, und das werden auch Ihre braunen Truppen spüren müssen!»

Der Aufsatz trägt die Überschrift ‚*Kavaliere und Rundköpfe*‘ (‚*Die Weltbühne*‘, 7. Februar 1933). Ossietzky glaubte, dass die «Kavaliere», die Deutschnationalen, allen voran Hugenberg, beim Zusammenspiel mit den «Rundköpfen», den Nationalsozialisten, die Gewinner bleiben würden. Er sollte nicht recht behalten. Die Konservativen waren letzten Endes genauso Verlierer wie die Republikaner. Der Aufsatz schliesst mit einem resignierenden Ausblick: «Die Gegenrevolution hat kampflos die Höhen besetzt. Sie beherrscht das Tal, und wir leben im Tal.»

Beide Aufsätze – ‚*Kamarilla*‘ und ‚*Kavaliere und Rundköpfe*‘ – waren eine Mischung aus Hoffnung und Resignation. Ossietzky rechnete mit der Möglichkeit, dass Hitler ebenso wie seine Vorgänger Schleicher und Papen als Kanzler nach kurzer Zeit wieder aufgeben würde. Er soll gesagt haben: «Dieser Spuk ist entweder in 14 Tagen vorbei, oder er hält sich 14 Jahre.»

Bis etwa Mitte Februar 1933 erschienen in der ‚*Weltbühne*‘ noch politische Leitartikel Ossietzkys, ab dann beschränkte er sich auf Kunst und Literatur. Auch dabei formulierte er Sätze, die an die Adresse der neuen Machthaber gerichtet waren. Ossietzky beschäftigte sich mit Richard Wagner, der für ihn der genialste Verführer war, den Deutschland je gekannt habe. Bei Wagner sei das ganze Inventar des nationalsozialistischen Schwerterglaubens vorhanden, verbunden mit der Vorstellung, der Mensch könne von allen Übeln erlöst werden, ohne dass er dafür etwas zu tun brauche. «Es erübrigt sich, näher auszuführen, was für eine Rolle in Deutschland der Wunderglaube spielt und das Verlangen nach einem Hexenmeister, der mit einem Hokusfokus Verschwindibus alle Kalamitäten für ewig beseitigt.» (‚*Die Weltbühne*‘, 21. Februar 1933)

Am 17. Februar 1933 trat Ossietzky zum letzten Mal als freier

Mann in der Öffentlichkeit auf. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Ortsgruppe Berlin, hatte den mittlerweile in ganz Deutschland bekannten Herausgeber der ‚Weltbühne‘ als Redner eingeladen. Die denkwürdige Veranstaltung fand in den Teltower TCammersälen statt. Bruno Frei, der zu den Teilnehmern gehörte, berichtet. «Die Kundgebung galt dem Freien Wort, dem Protest gegen seine Unterdrückung. Die da unter den Augen der Polizeispitzel zur Ehre des deutschen Geistes sprachen, waren Tote auf Urlaub: nicht einer hat die Jahre der Schmach überlebt: Erich Mühsam, Rudolf Olden, Ernst Toller, Carl von Ossietzky.»

Der Saal war überfüllt. Ossietzky sprach wie immer mit leiser Stimme, doch seine Zuhörer lauschten gespannt. Er artikuliert, was viele dachten: «Ich gehöre keiner Partei an. Ich habe nach allen Seiten gekämpft, mehr nach rechts, aber auch nach links. Heute jedoch sollen wir wissen, dass links von uns nur noch Verbündete stehen. Die Flagge, zu der ich mich bekenne, ist nicht mehr die schwarz-rot-goldene dieser entarteten Republik, sondern das Banner der geeinten antifaschistischen Bewegung. Und ich, der Pazifist, reihe mich nun ein in das grosse Heer, das für die Freiheit kämpft.» Während der Rede Ossietzkys kam Erich Mühsam an den Tisch, an dem Ludwig Marcuse und andere sassen, in der Hand eine Abendzeitung. Das Blatt, das noch druckfrisch war, enthielt Görings berühmten Schiesserlass. Er werde, so versprach der Innenminister, jeden nationalen Mann decken, der für den nationalen Staat schieesse; lieber eine Kugel zuviel als eine zuwenig. Marcuse in ‚*Mein 20. Jahrhunderte*«Bei jedem Geräusch an der Tür sahen wir hoch und erwarteten nationale Schüsse.»

Geschossen wurde später. Ossietzky beendete seine Ansprache mit einem letzten Appell zur Einheit aller Linken. Zehn Tage nach seiner Ansprache am 27. Februar 1933 stand der Reichstag in Flammen. Am 7. März, Ossietzky sass bereits im Spandauer Untersuchungsgefängnis, erschien die letzte Ausgabe der ‚Weltbühne‘. Die Zurückgebliebenen versprachen, alles zu unternehmen, «um Carl von Ossietzky die Freiheit wieder zu verschaffen. . . Es wird weitergearbeitet, denn der Geist setzt sich doch durch.»



Schon 1923 entstand die Lithographie ‚Der Marsch ins Grab‘ von A. Paul Weber. Der Künstler illustrierte damit die Schrift ‚Hitler – ein deutsches Verhängnis‘ von Ernst Niekisch. 1936, als John Heartfield die Collage für das Buch von Oskar Maria Graf ‚Der Abgrund‘ machte, war das Verhängnis längst da. Deutschland stand, obwohl es nur wenige erkannten, am Abgrund.



Der 26. Februar 1933 war ein Sonntag. Walter Mehring, der Bänkelsänger von Berlin, enger Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘, bekam abends überraschenden Besuch von einem «Herrn des Auswärtigen Amtes». Der «Herr» fragte ihn, ob er nicht Lust habe, bald wieder nach Paris zu fahren. In etwa zehn bis fünfzehn Jahren könne er zurückkommen. Denn dann sei alles vorbei. Auf Mehrings erstaunte Frage, weshalb er so plötzlich abreisen solle, erwiderte der Besucher, die Nazis planten für die kommende Woche eine Provokation. Was genau geschehen werde, wisse man noch nicht, aber es müsse mit zahlreichen Verhaftungen gerechnet werden. Mehring erkundigte sich noch, ob dies auch für Ossietzky gelte. Der Besucher versicherte, seine Mitteilung betreffe in erster Linie Ossietzky.

Am nächsten Vormittag suchte Walter Mehring unverzüglich das Büro der ‚Weltbühne‘ an der Kantstrasse auf. Ossietzky hatte bereits einige Stunden gearbeitet oder besser, versucht zu arbeiten, um von seiner inneren Unruhe und Nervosität abzulenken. Mehring berichtete aufgeregt über den ungewöhnlichen Besucher vom Vorabend und die Warnung, die ihm zugegangen war. Ossietzky hörte schweigend zu. Seine Hände zitterten. Das war das einzige Zeichen seiner Erregung. Als er noch immer nichts sagte, fragte Mehring mit Nachdruck, ob er etwa damit rechne, die ‚Weltbühne‘ wie bisher herausgeben zu können. Ossietzky reagierte noch immer nicht, sondern blieb unentschlossen. Immerhin liess er auch für sich telefonisch eine Fahrkarte ins Ausland bestellen. Plötzlich trat Hellmuth von Gerlach ins Zimmer. Ossietzky unterrichtete ihn und sagte fast halblaut: «Mehring meint, wir müssen nun alle weg!» Von Gerlach wehrte mit einer Handbewegung ab: «Jetzt wird hier keine Panik gemacht! Na, also ich jedenfalls bleibe.» Ossietzky: «Dann bleibe ich auch ...» Walter Mehring gab Carl von Ossietzky die Hand,

ohne ein Wort zu sagen. Hellmuth von Gerlach rief ihm, als er die Türklinke schon fast in der Hand hatte, «Glückliche Reise» nach.

Mehring nahm den Abendzug nach Paris. Gerlach und Ossietzky suchten unverzüglich Frau Jacobsohn auf, um mit ihr zu beraten, was jetzt geschehen solle. Die Zukunft der ‚Weltbühne‘ bereitete Ossietzky mehr Sorgen als das eigene Schicksal. Frau Jacobsohn war fest entschlossen, am nächsten Tag in Begleitung ihres Sohnes Peter nach Wien zu reisen. Sie riet Gerlach und Ossietzky ebenfalls mit Nachdruck, sich nicht weiter um das Blatt zu kümmern, sondern Deutschland auf schnellstem Wege zu verlassen. Ossietzky wurde wieder schwankend. Auf die Gefahr hingewiesen, die vor allem ihm drohe, meinte er: «Man wird mich nicht so leicht finden, ich habe kein Namensschild an der Tür.»

27. Februar 1933
Reichstagsbrand
in Berlin

Nach dem Besuch bei Frau Jacobsohn fuhr Ossietzky noch einmal ins Büro zurück und bearbeitete einige Manuskripte. Am Abend des 27. Februar war er zusammen mit dem Redakteur Oskar Stark bei einer gemeinsamen Freundin, der Architektin Gusti Hecht, eingeladen. Die drei verfolgten die Nachrichten im Radio: Der Reichstag brannte. Das also war die Provokation, von der der «Herr des Auswärtigen Amtes» gegenüber Walter Mehring gesprochen hatte. Gusti Hecht und Oskar Stark rieten Ossietzky eindringlich, die Möglichkeit zur Flucht wahrzunehmen, auf keinen Fall aber in dieser Nacht nach Hause zu gehen.

28. Februar 1933
Ossietzky
verhaftet

Ossietzky aber ging nach Hause. Gegen zehn Uhr empfing ihn seine Frau an der Haustür mit der bangen Frage: «Was machen wir nun?» Ossietzky: «Erst einmal schlafen gehen!» Auch Maud von Ossietzky tat alles, ihren Mann zur Flucht zu bewegen. Er tröstete sie damit, dass er noch drei Tage warten wolle. Die beiden versuchten zu schlafen. Aber die Nachtruhe war längst verflogen. Maud von Ossietzky kochte Kaffee, und beide sprachen über die Zukunft. Erst nach Mitternacht verfielen sie in einen bleiernen Schlaf, aus dem sie um halb vier die Klingel riss. «Müssen wir denn aufmachen?» fragte Maud von Ossietzky. «Natürlich musst du aufmachen», lautete die Antwort. An der Tür standen zwei Beamte und

Der Reichstag in Flammen!

Von Kommunisten in Brand gesteckt!

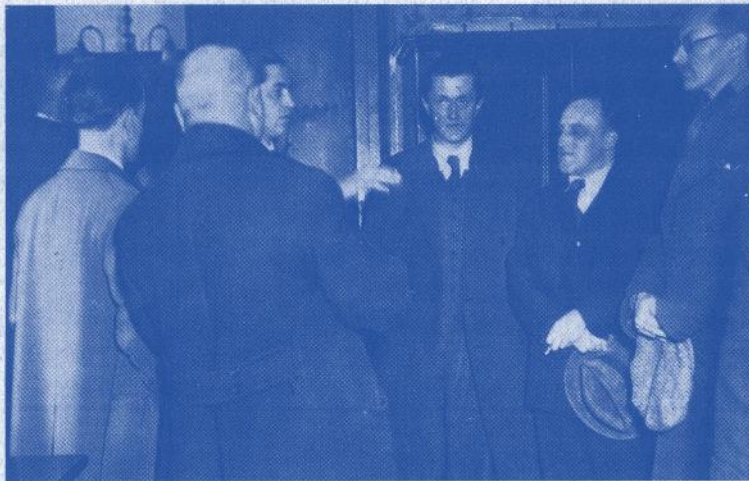
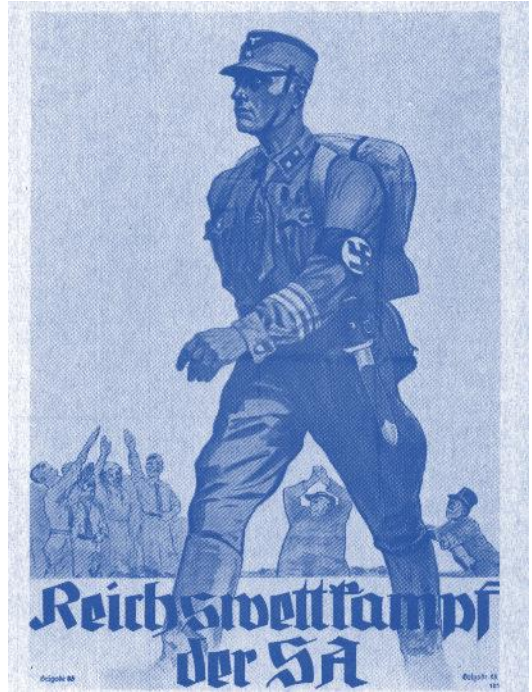
So würde das ganze Land aussehen, wenn der Kommunismus und die mit ihm verbündete Sozialdemokratie auch nur auf ein paar Monate an die Macht kämen!

Braue Bürger als Geiseln an die Wand gestellt!
Den Bauern den roten Hahn aufs Dach gesetzt!

Wie ein Aufschrei muß es durch Deutschland gehen:

Zerstampft den Kommunismus!
Zerschmettert die Sozialdemokratie!

Wählt **Hitler 1**
Liste



Nach dem Reichstagsbrand der Presse vorgeführt:
Ossietzky (M.),
Torgler (l.),
Renn (r.).
Dann kam die SA.

zeigten ihre Polizeimarken. Als sie Ossietzky sahen, erklärten sie ihn für verhaftet. Ossietzky durfte sich noch für die Abreise fertigmachen. Er versuchte, seine Frau etwas aufzumuntern – «Kopf hoch, ich komme bald wieder» –, dann verliess er das Haus. Die beiden Beamten nahmen ihn in die Mitte und begleiteten ihn zu einem Auto, das wenige Sekunden später mit hohem Tempo um die Ecke verschwand.

Die Frage, weshalb Carl von Ossietzky alle Möglichkeiten zur Flucht ungenutzt liess, blieb vielen seiner Freunde und Mitarbeiter ein Rätsel. Kurt Tucholsky, Thomas Mann, Kurt Grossmann – alle waren sie geflohen, nur Ossietzky nicht. Aus dem Abstand von einigen Jahrzehnten gibt es meines Erachtens auf diese Frage nur eine Antwort: Für Ossietzky war das Gefängnis die letzte Form des Protestes, die letzte Möglichkeit eines gewaltlosen Widerstandes. «Ich gehe nicht aus Gründen der Loyalität ins Gefängnis», schreibt er in seinem berühmten Aufsatz *Rechenschaft* am Tage des Haftantritts in Berlin-Tegel 1932, «sondern weil ich als Eingesperrter am unbequemsten bin.» Eine solche Entscheidung kann wohl nur jemand treffen, der sich mit Leib und Seele einer Sache verschrieben hat. Historiker lieben nicht das rückblickende «Wenn . . .». Aber um aus der Geschichte zu lernen, muss man heute feststellen: Wenn viele in der Weimarer Republik so gedacht und gehandelt hätten wie Carl von Ossietzky, hätte Hitler keine Chance gehabt.

Im Polizeigefängnis am Alex

Im Februar 1933 war fast alles zu spät, wenngleich der «lebendige Protest» Ossietzkys weiterwirkte. Der Reichstagsbrand leitete das Ende der Demokratie ein. Noch während die Flammen im Parlamentsgebäude loderten, lief eine umfangreiche Verhaftungsaktion an. Ohne irgendwelche gründlichen Untersuchungen anzustellen, beschuldigten die Nationalsozialisten die Kommunisten als Brandstifter und lenkten damit den Verdacht auf sich selbst. Wahrscheinlich haben die Nazis tatsächlich den Reichstagsbrand selber insze-

niert, um anschliessend umso wirkungsvoller gegen ihre Gegner vorgehen zu können. Die Geschichtsforschung hat das bis heute nicht restlos klären können. Fest steht nur, dass das Feuer von dem Holländer Marinus van der Lubbe gelegt wurde. Vor dem Reichsgericht in Leipzig mussten sich im September 1933 die beiden Kommunisten Ernst Torgler und Georgi Dimitroff wegen Brandstiftung verantworten. Die Richter machten den Nazis jedoch einen Strich durch die Rechnung und sprachen beide frei.

Am Tag nach dem Reichstagsbrand – Ossietzky war bereits einige Stunden in Haft – trat die ‚*Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat*‘ in Kraft. Personen, die nach diesem Gesetz verhaftet wurden, waren «*Schutzhäftlinge*». Hindenburg unterschrieb das Papier auf Betreiben seines Reichskanzlers Hitler und seines Vizekanzlers von Papen. Diese «*Reichstagsbrandverordnung*» setzte mit einem Federstrich alle Grundrechte ausser Kraft. Kaum vier Wochen später, am 24. März 1933, folgte das *Ermächtigungsgesetz*, das dem Kabinett die Gesetzgebung übertrug – in jeder Demokratie ist dies die erste und vornehmste Aufgabe des Parlaments. Damit war das Schicksal der Weimarer Republik besiegelt. Die Nazis hatten, um mit den Worten Ossietzkys zu sprechen, die Höhen besetzt und wüteten jetzt in den Tälern.

Walter Mehring erreichte mit dem Abendzug Paris. Frau Jacobsohn gelangte mit ihrem Sohn auf direktem Weg nach Wien. Hellmuth von Gerlach erlitt, als er die Nachricht vom Reichstagsbrand hörte, einen Herzanfall. Mit Hilfe seines Arztes und guter Freunde gelangte er auf abenteuerliche Weise in die Schweiz. Carl von Ossietzky kam in das Polizeigefängnis am Berliner Alexanderplatz. Der Herausgeber der ‚*Weltbühne*‘ traf dort Kollegen, so den Schriftsteller Ludwig Renn und den berühmten Reporter Egon Erwin Kisch. Auch prominente Kommunisten wie der Reichstagsabgeordnete und angebliche Brandstifter Ernst Torgler waren am Alex inhaftiert.

Im Polizeigefängnis blieben Ossietzky und die anderen Häftlinge nur kurze Zeit. Sie wurden anschliessend in das Gefängnis Berlin-Spandau verlegt. Von dort erhielt Maud von Ossietzky einen Brief

28. Februar 1933

Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat

24. März 1933

Ermächtigungsgesetz

ihres Mannes. Vorsichtig deutete Ossietzky darin seine Lage an. Er habe noch kein klares Bild von der Zukunft. In der nächsten Zeit könne er nicht damit rechnen, wieder Bewegungsfreiheit zu bekommen. Deshalb müssten alle Dinge draussen ohne ihn geregelt werden. Ossietzky liess noch seine Sekretärin Milly Zirker grüssen und bat seine Frau, doch mehr Zigaretten zu schicken («Es ist ja das Wichtigste für mich»). Tagelang müsse er darauf verzichten.

Die Behandlung in Berlin-Spandau gab noch keinen Grund zur Klage. Ossietzky, sein Zellennachbar Ludwig Renn und Ernst Tor gier wurden eines Tages von Spandau wieder vorübergehend ins Polizeipräsidium gebracht, um dort der in- und ausländischen Presse vorgestellt zu werden, wahrscheinlich, um der Welt zu zeigen, dass die Meldungen über Morde und andere Gewalttaten nicht stimmten. Die drei mussten, nachdem Fotos gemacht worden waren, einige Fragen beantworten und kehrten anschliessend in ihre Zellen zurück.

Ob es die Bilder waren, die Ossietzky und Renn neben Torgler zeigen, oder ein anderer Zufall, jedenfalls tauchten die Namen der beiden ab jetzt ebenfalls im Zusammenhang mit dem Reichstagsbrand auf. Der Wirt einer Kneipe am Alexanderplatz wollte Ossietzky an dem besagten 27. Februar abends gesehen haben, kartenspieland und ins Gespräch vertieft mit lederjackenbekleideten Chauffeuren und gar nicht überrascht, als die Nachricht vom Feuer eintraf. Das Komplott mit falschen Zeugen und Meineiden flog einige Monate später vor dem Reichsgericht in Leipzig auf. Es war einfach zu dilettantisch angelegt. Ossietzkys Beteiligung wurde nicht einmal in Erwägung gezogen.

KZ Sonnenburg: Gestalten wie aus einem Spuk

Das Gefängnis in Berlin-Spandau wurde bald zu klein für die immer neu hinzukommenden Häftlinge. Am 6. April 1933 liess die Geheime Staatspolizei Ossietzky und andere prominente Schutzhäftlinge nach Sonnenburg verlegen. Das ehemalige Zuchthaus in der Neu-

6. April 1933
Verlegung von
Spandau in das KZ
Sonnenburg

mark unweit der Festung Küstrin war notdürftig in ein Lager für Schutzhäftlinge umgewandelt worden. Junge Leute der Sturmabteilung (SA), die mit ihren Schlägertrupps Hitlers Machtergreifung vorbereitet hatten, übernahmen die Bewachung. Sie konnten es gar nicht abwarten, die Neuankömmlinge in «Schutz» zu nehmen.

Ossietzky und der Schriftsteller Erich Mühsam, Anhänger eines gewaltfreien Anarchismus, mussten bald nach ihrer Ankunft ihr eigenes Grab schaufeln. Mühsam, der eine Zeitlang auf Papierfetzen ein Tagebuch führte und einige Zettel nach draussen schaffen konnte, hat Sonnenburg nicht lebend verlassen. Seine Wächter wollten ihn mit Gewalt dazu bringen, das Horst-Wessel-Lied, die «Nationalhymne» der Nazis, zu singen. Als er sich standhaft weigerte, quälten sie ihn zu Tode.

Mit Ossietzky liessen sich die SA-Leute Zeit. Sein gesundheitlicher Zustand verschlechterte sich innerhalb weniger Tage. Nach zweiwöchigem Aufenthalt im KZ Sonnenburg notierte ein Mithäftling über Ossietzky: «Gebückte Haltung, langsamer Gang, gelbliche Haut, leidender Gesichtsausdruck, fahriges Gesten». Ossietzky schämte sich, dass das Zittern seiner Hände in der Haft noch zunahm. Deshalb gewöhnte er sich an, die Hände in den Ärmeln der Häftlingsjacke zu verstecken.

Ende Mai 1933 durften einige ausländische Journalisten das Konzentrationslager Sonnenburg besuchen. Zu der Gruppe gehörten die beiden Amerikaner Hubert G. Knickerbocker, der von Berlin aus für amerikanische Zeitungen arbeitete, und Louis P. Lochner, Korrespondent der Nachrichtenagentur Associated Press in der Reichshauptstadt. Gespräche mit den Häftlingen durften nur unter Aufsicht geführt werden. Lochner notierte, wie der Kontakt mit Ossietzky zustande kam: «Unter den Internierten sahen wir Carl von Ossietzky. Knickerbocker und ich, die wir Ossietzky seit Jahren kannten, fragten, ob wir mit ihm reden dürften. Zum Glück entschloss sich unser intelligenter, universitätsgeschulter Führer von der Preussischen Präsidialkanzlei, bei den anderen besuchenden Journalisten zu bleiben. Er befahl einem besonders dumm aussehenden Wächter, uns zu begleiten und zuzuhören.»

Knickerbocker befragte Ossietzky nach seinem Befinden, nach dem Essen, wie er behandelt werde und ob er mit Lesestoff versorgt sei. Ossietzky beschränkte sich bei jeder Antwort auf ein knappes «gut» oder «ja». Als der amerikanische Journalist zum Schluss wissen wollte, ob er nicht noch einen besonderen Wunsch habe, erwiderte Ossietzky: «Ja, schicken Sie mir die Bücher über den Strafvollzug im Mittelalter.»

Der Strafvollzug im KZ war in der Tat mittelalterlich. Mitgefangene, die mit dem Leben davorkamen, berichteten später, Ossietzky sei trotz seiner arischen Abstammung als «Jude» und «Judensau» beschimpft worden. «Wenn Gefangene in den Hof kamen, wurden sie im Laufschrift umhergejagt; er (Ossietzky) musste sich hinwerfen, aufstehen, wieder hinwerfen. Betrunkene SA-Leute machten sich ein Vergnügen daraus, hinter ihm herzulaufen und ihm Tritte und Schläge zu versetzen. Oft vermochte er sich nicht mehr zu erheben. Erschöpft, stumm lag er am Boden. Den Sturmführer Bahr reizte das besonders, und er stiess ihn erst recht und brüllte dabei: ‚Du polnische Sau, verrecke doch endlich!‘»

Auch in der Zelle liessen ihn die SA-Leute nicht unbehelligt. Ohne ersichtlichen Grund rissen sie die Tür auf und schlugen auf den Wehrlosen ein. Einmal behaupteten sie, das Geschirr sei nicht sauber, das nächste Mal brüllten sie, die Zelle sei nicht richtig gefegt worden. Machte Ossietzky Anstalten, das Besteck noch einmal abzuwaschen, setzte es von Neuem Schläge.

Der erste Chef des Geheimen Staatspolizeiamtes in Berlin, Rudolf Diels, der für die Konzentrationslager zunächst zuständig war, hat sich an Ort und Stelle in Sonnenburg umgesehen, nachdem er von den sadistischen Methoden der SA erfahren hatte. Seine Eindrücke hat Diels nach dem Zweiten Weltkrieg in seinem Buch *‚Lucifer ante portas‘* (Stuttgart 1958) niedergelegt. Daraus ein kurzer Auszug: «Der Anblick der Gefangenen war schlechthin unbeschreiblich. Es waren Gestalten wie aus einem Spuk oder einem dämonischen Traum. Aus den zerbeulten und zerfetzten Kleidern ragten verquollene Köpfe heraus wie Kürbisse, gelb, grün und bläulich ange-laufene Gesichter, die nichts mehr von einem Menschengesicht an



Schutzhäftlinge mit ihrem Bewacher im KZ Sonnenburg. Carl von Ossietzky, dritter von links, versteckte seine Hände meistens in den Ärmeln der Sträflingsjacke, um ihr Zittern zu verbergen.

sich hatten. Die blossen Körperteile waren mit Striemen und geronnenem Blut bedeckt. Mir fuhr ein Schreck durch die Glieder wie bei einer Geistererscheinung. Ich konnte Ossietzky kaum noch erkennen. Er trat . . . auf mich zu und bat nur mit schwacher Stimme, dass man ihn aus dieser Hölle befreien solle.»

Diels will den Lagerkommandanten zur Rede gestellt und ihn aufgefordert haben, den Mut und den Anstand zu besitzen, «diesen Männern hier eine Kugel zu gönnen, statt sich selbst durch diese Gemeinheit zu schänden». Ministerpräsident Göring billigte diese Zustände nicht. Er selber werde dafür sorgen, dass die SA abgezogen werde. Der ehemalige Gestapochef berichtete weiter, er habe erreicht, dass die SA tatsächlich durch Justizbeamte ersetzt und dass Carl von Ossietzky in ein Krankenhaus nach Berlin gebracht worden sei. Für den letzten Teil der Behauptung gibt es nur den Zeugen Diels. Weder Ossietzkys Frau noch seine Mitarbeiterinnen von der ‚Weltbühne‘, Hedwig Hünicke, Milly Zirker und Hilde Walter, wissen etwas davon.

Im Konzentrationslager machte Ossietzky nicht nur die Erfahrung, dass Menschen ihren niedrigsten Instinkten nachgeben und zu blutrünstigen Wesen herabsinken können, er erlebte gleichzeitig Hilfsbereitschaft und Solidarität in einer Masse, wie er es nicht für möglich gehalten hatte. Die Mitgefangenen, ob Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden oder andere, hatten bald gemerkt, dass die SA Ossietzky allmählich fertig machen wollte. Sie achteten stets darauf, dass er nie allein seinen Wächtern in die Hände fiel, sondern jemand in der Nähe war, der notfalls ein Ablenkungsmanöver starten konnte. So zum Beispiel, als eines Tages einer der SA-Männer Ossietzky über seine Weltanschauung ausfragen wollte und dieser durch sein beharrliches Schweigen den Bewacher immer mehr in Rage versetzte. Der Peiniger wollte gerade auf Ossietzky losstürzen, da trat ein Kommunist aus Berlin nach vorn und bat, austreten zu dürfen. Der SA-Mann lenkte seinen Zorn auf den anderen, und Ossietzky konnte unbehelligt in die Reihe der Schutzhäftlinge zurücktreten.

In solchen Situationen stellte Ossietzky fest, dass Sozialdemokraten anders waren als die SPD, die er in der politischen Auseinandersetzung kennengelernt hatte, und dass Kommunisten ebenfalls nicht ohne Weiteres mit der KPD gleichzusetzen waren. Die Hilfe der Gefangenen untereinander beruhte auch im Fall Ossietzky auf Gegenseitigkeit. Er organisierte eine kleine Handbibliothek von Exemplaren, die seine Frau geschickt oder die andere Häftlinge mitgebracht hatten. Er sprach anderen Mitgefangenen Trost zu, wenn sie in ihrer Verzweiflung keinen Ausweg mehr wussten. Einer von ihnen, Karl Grünberg, schrieb später über Ossietzky: «Er, der am meisten Exponierte und darum am meisten Gequälte, verstand es sogar noch, anderen Mut und Kraft zu geben.»

Zweimal haben die Nationalsozialisten versucht, ihren prominentesten Häftling in Sonnenburg auf ihre Seite zu ziehen. Wenn er dem Pazifismus abschwöre, dürfe er das Lager als freier Mann verlassen, so lautete ihr Versprechen. Ossietzky antwortete mit Schweigen. Als ein Mitgefangener davon hörte und ihm riet, doch nachzugeben, antwortete er: «Ich kann das nicht.»

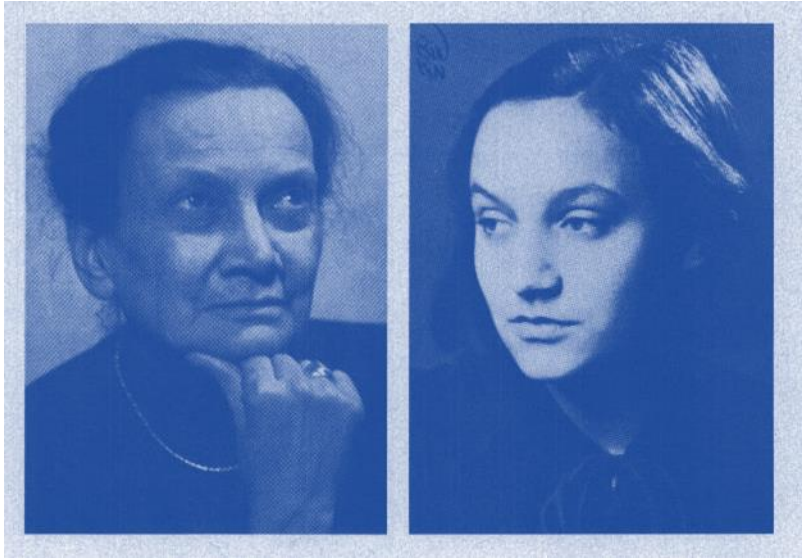
Maud von Ossietzky durfte ihren Mann zweimal im KZ Sonnenburg besuchen. Das erstemal, im Mai 1933, war die Besuchszeit auf wenige Minuten begrenzt. Für «kostbare Augenblicke» durfte sie neben ihrem Mann sitzen: «Ich hielt seine Hände, abgezehrte, abgearbeitete Hände. Minutenlang blickten wir einander stumm an. Mir war die Kehle wie zugeschnürt. Dann stellte ich eine Frage, die sonst ganz selbstverständlich ist, die aber hier voll Bangigkeit war: ‚Wie geht es dir?‘ Leise, aber mit der alten Festigkeit in der Stimme, antwortete er: ‚Gut!‘»

Kein Zuhause

Beim zweiten Besuch im Sommer desselben Jahres ging es um die Zukunft der Tochter Rosalinde. Das Mädchen musste die Odenwaldschule bereits im Frühjahr 1933 verlassen und war zunächst zu seiner Mutter nach Berlin zurückgekehrt. Dort gab es für Rosalinde noch immer kein richtiges Zuhause, denn ihre Mutter hatte jetzt nicht einmal mehr eine feste Bleibe. Sie war vor den Vernehmungen und Haussuchungen geflohen und immer wieder bei Freunden und Bekannten untergetaucht.

Die Verhaftung ihres Mannes, kein geregeltes Einkommen, eine Zukunft, die alles andere als gesichert war – Maud von Ossietzky war alledem nicht gewachsen. Sie suchte wie schon in den schweren Jahren zuvor Zuflucht beim Alkohol. Hedwig Hünicke und Hilde Walter kümmerten sich um sie. Die beiden Mitarbeiterinnen der nicht mehr existierenden ‚Weltbühne‘ trieben aus allen möglichen Quellen Geld auf, damit Ossietzkys Frau die Wohlfahrt nicht in Anspruch zu nehmen brauchte, was für den Gefangenen in Sonnenburg eine zusätzliche Belastung gewesen wäre. Ausserdem brachten sie die kranke Frau in einem Privatsanatorium in Berlin-Schlachtensee unter.

Mit Hilfe des amerikanischen Journalisten Knickerbocker, der Ossietzky in Sonnenburg besucht hatte, bekam Hedwig Hünicke schliesslich Kontakt zu englischen Politikern, die Kinder von ge-



*Mutter und Tochter: Maud von Ossietzky 1950 in der DDR.
Rosalinde von Ossietzky als 16jährige Emigrantin in Schweden.*

fährdeten oder bereits verhafteten Deutschen aufnahmen. Als Ossietzky von dem Plan hörte, Rosalinde in England unterzubringen, war er sofort einverstanden. Beim zweiten Besuch seiner Frau bat er sie inständig, ebenfalls nach England zu gehen und dort zu bleiben, bis alles vorüber sei. Maud von Ossietzky stimmte zu, entschied sich aber später anders. Sie zog, nachdem das Privatsanatorium in Schlachtensee schliessen musste, weil sein Besitzer ein Jude war, zu ihrem Schwiegervater nach Hamburg.

Rosalinde von Ossietzky reiste noch während der Sommerferien 1933 zu ihren Gastgebern nach England. Dort blieb sie drei Jahre. Durch die Vermittlung des grossen englischen Philosophen Bertrand Russell und mit Hilfe des emigrierten Journalisten Ernst Toller kam Rosalinde in ein Internat. Schliesslich fand sie in Schweden eine neue Bleibe, wo Rosalinde von Ossietzky noch heute lebt und in der Sozialarbeit tätig ist.

Von Sonnenburg nach Esterwegen

Carl von Ossietzky war 1933 einer von vielen gewesen, die vom Naziregime in Schutzhaft genommen worden waren. Zu Tausenden liessen die neuen Machthaber ihre tatsächlichen und auch vermeintlichen Gegner verhaften, Politiker, Schriftsteller, Journalisten, Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Handwerker. Sie gehörten den verschiedensten Parteien und Weltanschauungen an, unter ihnen waren Sozialdemokraten, Kommunisten, Pazifisten, Konservative, Zentrumsleute, Juden, Katholiken und Protestanten. Sie wurden untergebracht in ehemaligen Zuchthäusern, Gefängnissen, alten Militärbaracken, Festungen und notdürftig errichteten Lagern. Ihre Namen kannte bald die ganze Welt: Neben Sonnenburg Oranienburg bei Berlin, Lichtenburg, Papenburg-Esterwegen, Dachau bei München, später Auschwitz und Treblinka. Die erste Terrorwelle, gewissermassen noch spontan und unorganisiert, dauerte von März bis Oktober 1933. Etwa 700 Menschen sind in dieser Zeit ermordet, erschossen, zu Tode gequält worden. Danach wechselte der Terror in systematische Bahnen über.

Esterwegen gehörte zu den Lagern, die im Frühjahr 1933 in grosser Eile aus dem Boden gestampft wurden. Nach und nach wurden in einer ganzen Reihe von emsländischen Orten Konzentrationslager errichtet: Börgermoor, Aschendorfermoor, Rhede-Brual, Sustrum. Am Rande des Ortskerns von Esterwegen entstanden auf einem Gelände zwischen Wald und Moor zweimal je zehn Baracken, die Lager II und III – Bezeichnungen, unter denen sie in der Papenburger Kommandantur geführt wurden. Jede Baracke konnte etwa 100 Häftlinge aufnehmen. Die beiden Baracken-Siedlungen waren doppelt gesichert: ein Stacheldraht von etwa zwei Meter Höhe und ein vier Meter hoher Drahtverhau, dazwischen ein etwa zwei Meter breiter Streifen, auf dem SS-Leute patroullierten, schwerbewaffnet mit Revolver, Seitengewehr und einem Militärgewehr. Ausserdem besass das Lager Wachtürme, von denen aus die Posten das Lager selbst und die Umgebung gut überblicken konnten.

Die Häftlinge, die in Esterwegen ankamen, hatten meistens einen

langen Fussmarsch hinter sich – je nachdem 30 oder gut 20 Kilometer. Vom Bahnhof Papenburg, wo ein Teil der Waggons mit Häftlingen eintraf, war es etwas kürzer als vom Bahnhof Dörpen. Die meisten Gefangenen, die in Papenburg ankamen, lernten wohl zum erstenmal die «Stadt am Kanal» kennen, von der sie vielleicht im Erdkundeunterricht gehört hatten, eine endlose Häuserzeile, 18 Kilometer am Kanal entlang, auf dem noch vereinzelt Torfschiffe schwammen. Und sie lernten das Moor kennen, das feuchte, nasse, nebelige Moor, das sie bald mit dem Spaten entwässern und kultivieren sollten,

15. Februar 1934
Verlegung in das
KZ Papenburg-
Esterwegen

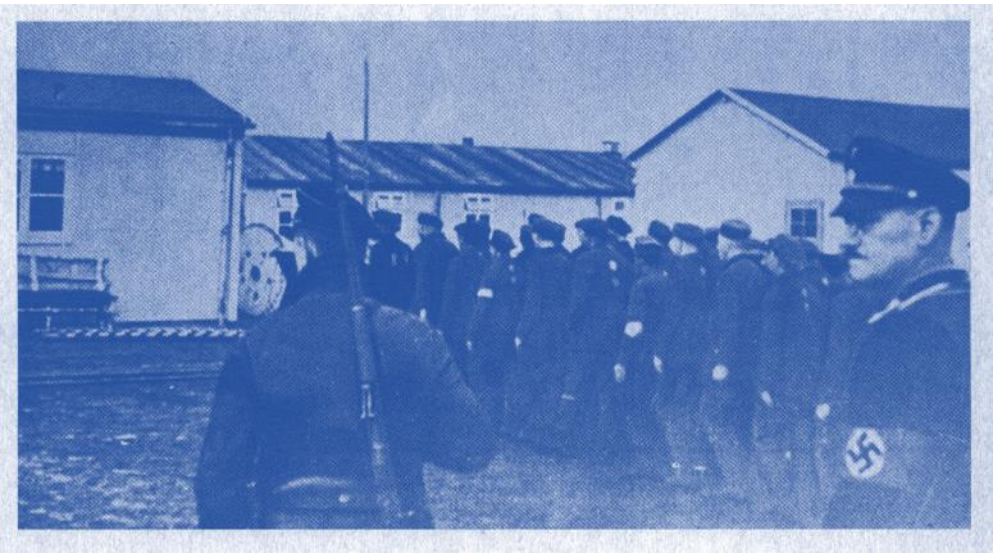
Ossietzky wurde am 15. Februar 1934 nach Esterwegen verlegt. Es ist nicht bekannt, wie er im Lager empfangen wurde, ob ebenfalls von einem Spalier prügelnder SA-Leute, wie die meisten vor ihm. Jedenfalls blieben Juden, Intellektuelle und die sogenannten «Bonzen», die in der Weimarer Republik politische Ämter bekleidet hatten, bevorzugte Aggressionsobjekte ihrer Bewacher.

Gleich den anderen Häftlingen musste Ossietzky frühmorgens mit ins Moor. Im Marschschritt und kolonnenweise verliessen die Gefangenen das Lager, «ein Lied auf den Lippen», wie ihnen befohlen wurde. Welche Lieder gesungen wurden, bestimmten die Bewacher, meistens ‚*O Deutschland hoch in Ehrens Deutschland*‘, ‚*Deutschland über alles*‘ oder gelegentlich ‚*Hamburg ist ein schönes Städtchen*‘.

Im Moor galt es, Gräben auszuheben. Entwässerung war die erste Stufe der Emsland-Kultivierung, an der sich schon der Freiwillige Arbeitsdienst versucht hatte. Dieser stellte seine Arbeit jedoch freiwillig wieder ein, weil viele den «Moorkoller» bekamen oder vor Rheuma schon nach kurzer Zeit kaum noch laufen konnten. Im Frühjahr 1934 durfte nicht mehr wie noch ein Jahr zuvor jeder Häftling sein Pensum selber bestimmen. Die Tagesleistung war vielmehr genau festgelegt. Jeder Gefangene musste pro Tag einen 18 Meter langen, 80 Zentimeter breiten und 90 Zentimeter tiefen Graben schaffen. Knöcheltief standen die Häftlinge im brackigen Wasser und versuchten voranzukommen. Wenn die Aufseher nicht in der Nähe waren, halfen die Stärkeren den Schwächeren. Wer sein



SS, Mauer und Stacheldraht verhindern jede Flucht: Emsland-KT. Esterwegen.

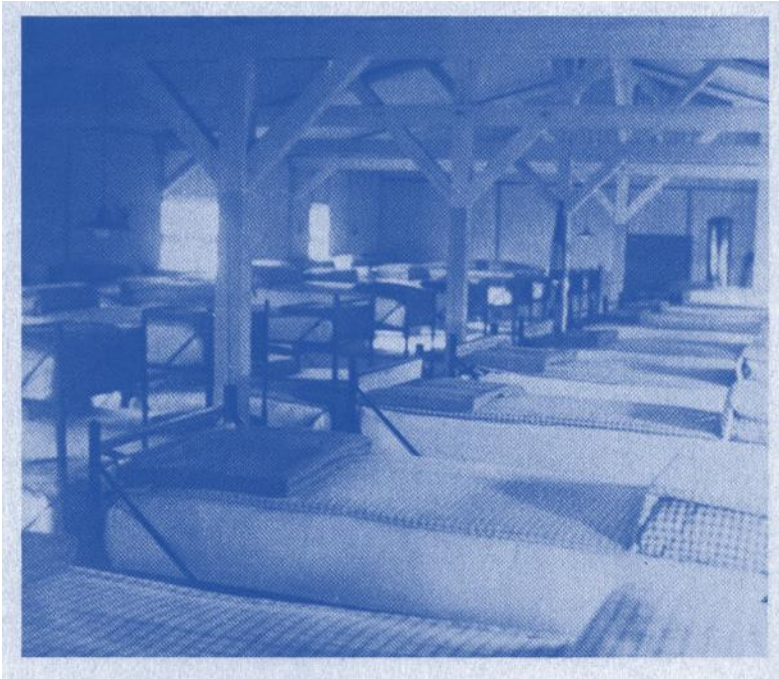




Markiger Spruch an der Baracke der Lager-Bewacher.

Quantum nicht schaffte, musste mit Schlägen rechnen. Die Häftlinge nannten sich «Moorsoldaten». Das bekannte *Moorsoldaten*-Lied, das im Spätsommer 1933 im KZ Börgermoor entstanden war, wurde bald auch von Gefangenen in anderen deutschen Konzentrationslagern gesungen. Über Prag gelangte es sogar bis in die Reihen der Internationalen Brigaden des Spanischen Bürgerkrieges.

Das Essen war mehr als dürftig. Für die ganze Woche wurden sieben Pfund Brot in drei Rationen ausgeliefert, dazu ein kleines Stück Margarine, ein noch winzigeres Stück Wurst, etwas Käse und ein wenig Marmelade. Als Extraration für die schwere Arbeit hatte die Lagerleitung eine Suppe gestattet, die vor dem Abmarsch ins Moor eingenommen wurde. Das Mittagessen enthielt so gut wie nie Fleisch. Die Gefangenen hatten zwei Möglichkeiten, ihre Rationen



Preussische Ordnung im KZ: Schlafräum in Esterwegen.

zu ergänzen. In gewissen Abständen durften sie sich Pakete kommen lassen. Ausserdem konnten sie sich Waren in der Lagerkantine kaufen. Da die meisten jedoch keinen Pfennig besaßen, mussten sie auf diese Möglichkeit verzichten.

Im Mai 1934 wurde Carl von Ossietzky ernsthaft krank. Die Lagerleitung sah ein, dass der Häftling Nummer 562 für die Arbeit draussen vorerst nicht mehr in Frage kam. Ossietzky musste für einige Wochen ins Lazarett. Anschliessend übertrug man ihm leichtere Arbeiten: Kartoffelschälen, Stubenfegen, Staubwischen, in der Werkstatt aushelfen usw., Tätigkeiten, die manchmal politische Gespräche zuließen. Ossietzky bekam gelegentlich eine Zeitung zugeschickt. Beim Kartoffelschälen las er daraus vor und gab eigene Kommentare dazu, wenn die Wache weit genug weg war.

Mai 1934
Ossietzky
erstmalig erkrankt

*Häftlinge im
Emsland
nannten sich
die «Moor-
soldaten».
Im Moor
entstanden
nicht nur
Zeichnungen,
sondern auch
das Lied der
'Moorsoldaten'.*



*Wohin auch das Auge blicket,
Moor und Heide ringsherum,
Vogelsang uns nicht erquicket,
Eichen stehen kahl und krumm.
Wir sind die Moorsoldaten
Und ziehen mit dem Spaten
ins Moor.*

*Hier in dieser öden Heide
Ist das Lager aufgebaut,
Wo wir fern von jeder Freude
Hinter Stacheldrahtverhau.
Wir sind die Moorsoldaten . . .*

*Auf und nieder gehen die Posten.
Keiner, keiner kann hindurch,
Flucht wird nur das Leben kosten,
Vierfach ist umzäunt die Burg.
Wir sind die Moorsoldaten . . .*

*Morgens ziehen die Kolonnen
In das Moor zur Arbeit hin,
Graben bei dem Brand der Sonne,
Doch zur Heimat steht der Sinn.
Wir sind die Moorsoldaten . . .*

*Heimwärts, heimwärts geht das
Sehnen
Zu den Eltern, Weib und Kind.
Manche Brust ein Seufzen dehnet,
Weil wir hier gefangen sind.
Wir sind die Moorsoldaten . . .*

*Doch für uns gibt es kein Klagen,
Ewig kann's nicht Winter sein.
Einmal werden froh wir sagen,
Heimat, du bist wieder mein.
Dann ziehen die Moorsoldaten
nicht mehr mit dem Spaten.*

Die Hölle im Moor

Anfang Juli 1934 erhielt Esterwegen mit SS-Standartenführer Loritz einen neuen Kommandanten. Vorher stand das Lager wie Sonnenburg unter Aufsicht der SA. Loritz führte von Anfang an ein brutales Regiment. Er liess allen Gefangenen die Köpfe kahlscheren und setzte eine neue Lagerordnung in Kraft. Nach dieser «Ordnung» wurde mit acht Tagen strengem Arrest bestraft, wer sich ausserhalb der ihm zugeteilten Baracke aufhielt, wurde «kraft revolutionären Rechts als Aufwiegler» gehängt, wer «politisch aufreizende Reden hält, Cliques bildet oder sich umhertreibt, wahre oder unwahre Nachrichten zum Zwecke der gegnerischen Greuelpropaganda über das Konzentrationslager sammelt, empfängt, vergräbt, weitererzählt...»

Arrest hiess: hartes Lager bei Wasser und Brot, nur alle vier Tage eine warme Mahlzeit. Als Nebenstrafen waren ausdrücklich erlaubt: Straf exerzieren, Prügel, Postsperre, Kostentzug, Pfahlbinden. Die Prügel mussten nicht selten von den Mitgefangenen verabreicht werden. Schlugen sie nicht hart genug zu, griffen die SS-Leute selber zum Ochsenziemer, um zu demonstrieren, wie man es macht. . .

Unter Loritz wurde das KZ Esterwegen zur Hölle im Moor. Der Anblick der Prügel Szenen muss mindestens so unerträglich gewesen sein wie die Schmerzen selbst. In den Reihen der SS-Leute gab es nach den Aussagen von Häftlingen, die die Hölle überlebten, nicht wenige, denen das Quälen anderer Menschen sexuelle Genugtuung bereitete.

Das Arsenal an Möglichkeiten, die Häftlinge körperlich und seelisch zu zerstören, schien unerschöpflich. Beliebte Methode auch in Esterwegen: das eigene Grab schaufeln. Oder: die Gefangenen nachts nackt antreten lassen, was häufig dann geschah, wenn die Bewacher getrunken hatten. Nach Aussagen eines Zeugen hat der stellvertretende Lagerkommandant von Esterwegen, SS-Sturmführer Faust, nach einem Saufgelage die Reihe der angetretenen Häftlinge als Pissoir benutzt. Oder: das Reinigen der Klosetts, was

angesichts der schlechten hygienischen Verhältnisse besonders erniedrigend war. Auch Carl von Ossietzky hat, wie Mitgefangene bezeugen, diese Arbeit eine Zeitlang verrichten müssen. Oder: das Abwaschen toter Häftlinge. Dies war prominenten Insassen vorbehalten. So musste der ehemalige Polizeipräsident von Altona und sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Otto Eggerstedt die Leiche eines erschossenen Kameraden abwaschen, bevor sie von Juden angezogen wurde. Eggerstedt selber wurde in Esterwegen ermordet, «auf der Flucht erschossen», wie es in den Akten später hiess.

Ende 1934 war Carl von Ossietzky zum zweitenmal innerhalb weniger Monate am Ende seiner körperlichen und seelischen Kräfte. Er musste von Neuem ins Krankenrevier. Die ärztliche Versorgung verdiente diesen Namen nicht. Im Lager selbst taten zwei Mediziner Dienst, einer von ihnen, noch Student, liess sich als «Oberarzt» anreden. In aller Regel wurden Häftlinge, die sich krank melden wollten, zunächst gefragt, weshalb sie im Lager seien. Versuchte ein Gefangener, sich zu erklären oder gar anzudeuten, ein Wachmann habe ihn blutig geschlagen oder ihm den Arm gebrochen, flog er meistens mit einem Fusstritt wieder zur Tür hinaus.

Neben den Verletzungen, die von Schlägen und anderen brutalen Behandlungsmethoden herrührten, gab es im Lager immer wieder Fälle von Lungenentzündung, Tuberkulose und Ruhr. Einige Insassen, die in ihrer Verzweiflung keinen anderen Ausweg mehr wussten, verübten Selbstverstümmelungen. Sie hackten sich einen Finger ab oder verschluckten eine Gabel in der Hoffnung, Esterwegen zu entkommen und in ein grösseres Krankenhaus verlegt zu werden. Solche Fälle wurden meistens im St. Marien-Hospital in Papenburg behandelt.

Alle vier Wochen durfte Ossietzky seiner Frau eine Postkarte schicken. Die Karte enthielt meistens Sätze des Trostes und Fragen nach ihrem Befinden, aber kein Wort über das, was er selber im Moor erlebte und erlitt. Nur eine Andeutung hätte Arrest und womöglich noch eine schlimmere Strafe nach sich gezogen.

Für den 3. Juli 1934 bekam Maud von Ossietzky Besuchserlaubnis.



*Im Moor waren
Aufseher und
Häftlinge
allein.*

Sie hatte Mühe, während der kurzen Sprechzeit die Fassung zu bewahren. «In einem kleinen Raum, zwischen einem Wachmann und einem Kommissar, durfte ich Carl gegenüber sitzen. Er bemerkte meine Erregung und sagte sogleich: ‚Bleib nur ruhig . . .‘ Und wenig später: ‚Was macht Rosalinde?‘ Stockend, gehemmt brachte ich einige Worte heraus, erschüttert von Carls Aussehen. Aber obwohl ihn die Leiden noch schmaler, noch blasser gemacht hatten, sprach er mir Mut zu. Es war, als wäre er frei und ich die Gefangene, die des Trostes bedurfte.»

Trotz der Strapazen, die Ossietzky in Esterwegen durchmachen musste, seine Widerstandskraft wurde auch im Moor nie ganz gebrochen. Manchmal gewann er sogar etwas von seiner alten Schlagfertigkeit und seinem Spott zurück. Als ihn eines Tages ein Bewacher wegen seiner breiten Hosenträger anraunzte, gab Ossietzky trocken zurück, es müssten schlimme Zeiten herrschen, wenn schon das Tragen breiter Hosenträger den Staat gefährde. Bei einer anderen Gelegenheit zitierte ein noch fast jugendlicher SS-Mann ihn herbei, liess ihn strammstehen und wollte wissen, was Ossietzky in seinen Artikeln geschrieben habe und weshalb er eigentlich verur-

teilt worden sei. Geistesgegenwärtig erwiderte er, das Reichsgericht Leipzig habe ihn in nichtöffentlicher Sitzung verurteilt, mit der Auflage, strengstes Stillschweigen zu bewahren.

Dass Carl von Ossietzky wegen seiner Bescheidenheit und seiner Standhaftigkeit zu den beliebtesten und am meisten geachteten Gefangenen in Esterwegen gehörte, wird von denen immer wieder betont, die die Jahre im Moor an seiner Seite verbrachten. Theodor Haubach, der Esterwegen überlebte, erzählt, wie er mit Ossietzky «Treffen auf dem Kurfürstendamm» gespielt hat. «Wir verabredeten uns in einem Lokal, bestellten uns Essen und Getränke und führten in dieser imaginierten Umgebung politische Gespräche, bis der Morgen graute ...»

Ein anderer Mithäftling, der mit Ossietzky von Sonnenburg nach Esterwegen verlegt worden war, berichtet: «Ossietzky war immer ein Stiller. Er frass alles in sich hinein. Als wir von Sonnenburg nach Papenburg überführt wurden, hatte mir ein Kamerad gesagt: Jumbo, du passt mir auf Ossietzky auf! Das habe ich dann auch getan. Und da ich ein Mensch bin, der, wenn er hinfällt, sofort wieder aufsteht, na, da habe ich alles getan, was ich konnte, um seine schwere Lage zu erleichtern.»

Tödliche Spritzen

Ossietzky sollte in Esterwegen physisch vernichtet werden. Seine Mitgefangenen wussten das. Sie haben ihm mehrfach das Leben gerettet. Eine dieser Rettungsaktionen fand im Sommer 1935 statt. Im Lager wurde gemunkelt, Ossietzky solle «auf der Flucht erschossen» werden. Seine Leidensgenossen, allen voran die beiden Sozialdemokraten Theodor Haubach und Hans Boyken, entwickelten einen Plan. Eine Malerkolonie forderte einen zusätzlichen Mann an und bekam, wie verabredet, Carl von Ossietzky, der ab jetzt für Arbeiten ausserhalb des Lagers unabhkömmlich war. Seine neue Aufgabe bestand darin, in der Malerwerkstatt auf der Häftlingskleidung die KZ-Nummern mit Schablone vorzuzeichnen, da-

mit die Ziffern aus Stoff einheitlich aufgenäht werden konnten. Von einem anderen Häftling, von dem allerdings nur die Anfangsbuchstaben seines Namens, E. K., bekannt sind, wird berichtet, dass Ossietzky durch Spritzen getötet werden sollte: «Ich habe mit Carl von Ossietzky drei Monate Bett an Bett in der Konzentrationshölle von Esterwegen im Revier gelegen. Von den ersten Einspritzungen, die er auf Anordnung des berüchtigten Kommandanten Loritz erhalten hatte, ahnte und wusste er gar nichts. Er lag sechs Stunden bewusstlos. Ich selbst musste mich auf Geheiss von Loritz im Bett umdrehen. Ich konnte jedoch trotzdem bemerken, wer und wo gespritzt wurde: im rechten Oberschenkel und in der rechten Brustseite.»

Ob Ossietzky in Esterwegen mit Tuberkulose-Bazillen gespritzt worden ist, wie sein Mithäftling annimmt, ist nicht klar erwiesen. Seine Frau, Maud von Ossietzky, ist davon überzeugt. Auch Kurt Grossmann zitiert in seinem Buch den Häftling E. K., dessen Bericht nach dem Krieg in der neuen ‚Weltbühne‘ veröffentlicht wurde. Bruno Frei dagegen hält dessen Behauptung für nicht belegt und berücksichtigte sie aus diesem Grunde nicht in seinem Ossietzky-Buch. Ossietzky hat Esterwegen – das steht zweifelsfrei fest – als todkranker Mann verlassen, mit einer offenen Tuberkulose, die nicht mehr geheilt werden konnte.

Dass Ossietzky aus Esterwegen noch lebend herauskam, verdankt er nicht nur seinen Mitgefangenen. Berichte über seinen Gesundheitszustand, über die unmenschlichen Praktiken der SS, die ins Ausland gelangten, bedeuteten einen zusätzlichen Schutz. So herrschte ihn einmal ein Wachmann mit der Bemerkung an: «Ich möchte dir in die Fresse schlagen, aber von dir wird ja gesprochen.»

Die Rote-Kreuz-Aktion

Esterwegen lag weitab von Berlin, fast schon im Niemandsland zwischen deutscher und holländischer Grenze. Die Nationalsozialisten hatten mit Bedacht das weltabgeschiedene Emsland-Moor für

ihre Konzentrationslager gewählt. Hier waren sie sicher vor den neugierigen Blicken ausländischer Journalisten, oder besser gesagt: glaubten sie sich sicher.

Dass das Schicksal des Herausgebers der ‚Weltbühne‘ dennoch nicht in Vergessenheit geriet, dafür sorgten seine einstigen Mitarbeiter und Mitstreiter. Hedwig Hünicke, Sekretärin und zuletzt Geschäftsführerin des Blattes, war in Berlin geblieben. Sie hielt, so gut es ging, Kontakt mit den ins Ausland geflohenen Freunden – in Paris Hellmuth von Gerlach, Ossietzkys journalistischer Lehrmeister, Milly Zirker, seine Sekretärin; in Strassburg Berthold Jacob und Alfred Falk, die beide für das rote Heft geschrieben hatten; in London Rudolf Olden, sein Anwalt, und Ernst Toller, Redakteur und Mitkämpfer aus Berliner Tagen; in Prag schliesslich Kurt R. Grossmann, Pazifist und einstiger Generalsekretär der Deutschen Liga für Menschenrechte. Sie alle bemühten sich, das Weltgewissen wachzurütteln und auf die Untaten des NS-Regimes aufmerksam zu machen. Das geschah zunächst unorganisiert. Der eine knüpfte Kontakte zu Zeitungsleuten, der andere suchte die Liga für Menschenrechte seines Gastlandes zu mobilisieren.

Diese Aktivitäten waren mit vielen Schwierigkeiten, auch mit Meinungsverschiedenheiten verbunden. Briefe zwischen Prag und Paris konnten leicht in die Hände der deutschen Gestapo fallen. Für alle Fälle wurde der Text verschlüsselt, damit niemand in Gefahr geriet. Unstimmigkeiten bestanden darüber, ob die öffentliche Anklage dem Gefangenen im Moor überhaupt nützen würde oder ob sie nicht vielmehr die Situation Ossietzkys verschlimmern konnte.

Die angesprochenen Diplomaten reagierten zurückhaltend. Zum Beispiel glaubten England und Frankreich in jenen Jahren noch, mit Hitler ins Geschäft kommen zu können, diplomatisch, aber auch wirtschaftlich. Ein Beweis dafür ist das britisch-deutsche Flottenabkommen vom Juni 1935.

Auch das Rote Kreuz wurde eingeschaltet. Die Hoffnung war allerdings von Anfang an klein. Das Rote Kreuz ist im Konfliktfall auf Neutralität verpflichtet und übt deshalb gewisse diplomatische Rücksichten, die auf der anderen Seite die Möglichkeit, in politisch

brisanen Fällen zu helfen, stark beschränken. Die Gelegenheit, sich um die Gefangenen in Deutschland zu kümmern, ergab sich erst auf Umwegen. Nach dem gescheiterten Putschversuch der Nationalsozialisten in Österreich, bei dem am 25. Juli 1934 Bundeskanzler Engelbert Dollfuß ermordet worden war, kamen zahlreiche Nazis ins Gefängnis. Zu ihrem Anwalt machte sich Adolf Hitler. Der Reichskanzler appellierte an das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf, etwas für die festgehaltenen Nationalsozialisten zu tun.

Im September 1934 stand dieses Thema auf der Tagesordnung der Sitzung des Präsidiums des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, dem Carl Jacob Burckhardt, der spätere Danziger Hochkommissar des Völkerbundes, angehörte. Burckhardt erkannte die Chance und stellte den Antrag, dem Verlangen Hitlers nur dann stattzugeben, wenn einer Rote-Kreuz-Delegation aus Genf auch Besuche in deutschen Konzentrationslagern gestattet würden. Das Präsidium stimmte zu und teilte Hitler seinen Beschluss mit. Mehr als ein Jahr dauerte es, bis Berlin einwilligte und Carl Jacob Burckhardt sich auf den Weg in die Reichshauptstadt machen konnte, um die Bedingungen für den KZ-Besuch auszuhandeln.

Gespräche mit Gefangenen unter Aufsicht eines Lagerkommandanten lehnte Burckhardt entschieden ab. Als man sich nicht einigen konnte, machte der Abgesandte des Roten Kreuzes einen Kompromissvorschlag. Erst kurz vor seiner Abreise aus Berlin wollte er das zu besichtigende Lager benennen, damit keine Zeit mehr bleibe, etwaige Vorkehrungen für seinen Besuch zu treffen. Erst nach zwei Begegnungen mit SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, Chef des Geheimen Staatspolizeiamtes in Berlin, konnte Burckhardt sich durchsetzen.

In seinem 1960 erschienenen Buch *„Meine Danziger Mission“* schildert Burckhardt die für ihn unvergessliche Fahrt im Oktober 1935 ins Moor. Es ist das erschütterndste Zeugnis aus dem Konzentrationslager, deshalb soll der Bericht in einem längeren Auszug wiedergegeben werden:

«Der kritische Augenblick meines Besuches trat um 3 Uhr nachmit-

Oktober 1935
Carl Jacob
Burckhardt
besucht als
Vertreter des
Roten Kreuzes das
KZ Esterwegen

tags ein. Wir hatten auf mein Begehren in der Kantine der Sträflinge etwas zu uns genommen, dann hatten wir weiter besichtigt. Um 3 Uhr nachmittags, mitten auf dem grossen Freiplatz zwischen den Baracken, sagte ich zu dem Kommandanten, Standartenführer Loritz: Jetzt wünsche ich Herrn von Ossietzky zu sehen und zeugenlos mit ihm zu sprechen, den Hamburger Pazifisten und Schriftsteller Ossietzky.»

Die Umstehenden nahmen eine fast drohende Haltung an. Loritz, hochrot im Gesicht, presste hervor: ‚Wen wollen Sie sehen? Wer ist das?‘»

‚Sie wissen es genau!‘»

‚Kein Häftling dieses Namens ist hier.‘»

‚Doch, er ist hier, falls er noch lebt. Wir wollen keine Zeit verlieren, dann lauter, falls er nicht mehr lebt, mache ich Sie persönlich verantwortlich.‘»

Jetzt schrie Loritz: ‚Unmöglich, ausgeschlossen, ich weigere mich.‘»

Tamaschke, der Verzweiflung nahe, versuchte, auf mich einzureden. Nun, ein einziges Mal, entschloss ich mich auch zu dem Kasernenhofen.

‚Was ist das für eine verdammte Schweinerei, dass hier Befehle nicht durchgehen. Sie kennen Ihren Befehl, ich sehe die Häftlinge, die ich zu sehen wünsche und spreche mit ihnen, Sie wissen, um was es geht.‘»

Mehr brauchte es bei dem ehemaligen Unteroffizier nicht. Schon lief einer aus dem Gefolge in die hinterste Baracke. Dann standen wir schweigend, wieder schaute ich auf die Armbanduhr: drei Minuten, fünf, zehn.

Nach zehn Minuten kamen zwei SS-Leute, die einen kleinen Mann mehr schlepten und trugen, als heranzführten.

Ein zitterndes, totenblasses Etwas, ein Wesen, das gefühllos zu sein schien, ein Auge verschwollen, die Zähne anscheinend eingeschlagen, er schleppte ein gebrochenes, schlecht geheiltes Bein.

Ich ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand, die er nicht ergriff.

‚Melden!‘ schrie Loritz.

Ein unartikulierter, leiser Laut kam aus der Kehle des Gemarterten.

Ich zu Loritz: ‚Zurück!‘»

‚Herr von Ossietzky,‘ sprach ich ihn an, ‚ich bringe Ihnen Grüsse Ihrer Freunde, ich bin der Vertreter vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz, ich bin hier, um Ihnen, soweit uns das möglich ist, zu helfen.‘»

Nichts, vor mir, gerade noch lebend, stand ein Mensch, der an der äussersten Grenze des Tragbaren angelangt war.

Kein Wort der Erwiderung.

Ich trat näher. Jetzt füllte sich das noch sehende Auge mit Tränen, lispelnd, unter Schluchzen sagte er: ‚Danke, sagen Sie den Freunden, ich sei am Ende, es ist bald vorüber, bald aus, das ist gut.‘ Und dann noch ganz leise: ‚Danke, ich habe einmal Nachricht erhalten, meine Frau war einmal hier; ich wollte den Frieden.‘ Dann kam wieder das Zittern. Ossietzky verneigte sich leicht in der Mitte des weiten, leeren Lagerplatzes und machte eine Bewegung, als wollte er militärische Stellung annehmen, um sich abzumelden. Dann ging er, das eine Bein nachschleppend, mühsam Schritt vor Schritt zu seiner Baracke zurück.

Diesem Vorgang folgte der Besuch des Arrestraumes. Darüber versuchte ich in Berlin durch einen Mittelsmann der englischen Botschaft Meldung zu machen; ein einziger Häftling wurde mir gezeigt in einem Käfig, wie mir gesagt wurde, ein englischer Spion. Es war inzwischen 5½ Uhr geworden, ich musste Zeit gewinnen, Moorarbeiter bei ihrer Rückkehr zu sehen. So sprach ich wieder viele Häftlinge an. Die meisten hatten Angst, sie meldeten sich und antworteten dann kurz und ausweichend, Essen gut, Behandlung nicht zu klagen.

Loritz und der Arzt versuchten zum Aufbruch zu mahnen. Und nun kamen endlich diejenigen, die ich erwartet hatte: dreissig Mann etwa, wie eine Gruppe von lauter Ossietzkys, Krüppel aus dem Dunkel auftauchend im Licht der Bogenlampen, ein fast unglaublicher Regiefehler. Ich nehme an, es handelte sich um Kommunisten.»

Es war tatsächlich ein Regiefehler gewesen, wie sich später herausstellte. Die «Krüppel», die am meisten zugrundegerichteten Häftlinge hatte man, vermutlich aufgrund einer telefonischen Warnung aus Berlin, nachdem Burckhardt sich für Esterwegen entschieden hatte, aus dem Lager fortgeschafft und bei Anbruch der Dunkelheit wieder zurückgebracht, da man sie ausserhalb des Lagers nicht ausreichend bewachen konnte. Lagerkommandant Loritz musste für diesen Fehler büssen – in einem Konzentrationslager.

Burckhardts Esterweger Mission sorgte mit dafür, dass dieser Ort für einige Jahre seinem Niemandsländ-Dasein entrissen und zum



Einen gespenstischen Anblick machten nachts die mit Scheinwerfern angestrahlten Konzentrationslager in den einsamen Moorgegenden des Emslandes. Ausserhalb von Mauer und elektrisch geladenem Draht war nach Einbruch der Dunkelheit eine Bewachung der Häftlingskolonnen so gut wie unmöglich. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten örtliche Grössen der NSDAP unter Aufsicht der Alliierten die Leichen von ermordeten KZ-Häftlingen wieder ausgraben.



Anlagepunkt des Unrechtsstaates wurde. Der Name Esterwegen ging durch die Welt. Er begegnet einem heute noch häufig im Ausland, wenn das Gespräch auf den Nationalsozialismus kommt. Unmittelbare Verbesserungen für Ossietzky und seine Mitgefangenen konnte der Besuch des Rote-Kreuz-Vertreterers nicht haben, dafür war der Einfluss dieser Organisation zu gering. Aber von diesem Zeitpunkt an war die Brutalität des NS-Regimes in den Akten einer internationalen Hilfsorganisation ein für allemal festgeschrieben.



Der Friedensnobelpreisträger

Wer als erster die Idee hatte, Carl von Ossietzky für den Friedensnobelpreis vorzuschlagen, lässt sich im Nachhinein nicht mehr feststellen. Die Emigranten, die Ossietzkys Schicksal mit Sorge verfolgten, hatten jedenfalls plötzlich ein ganz konkretes Ziel: eine hohe internationale Auszeichnung für den bekanntesten Gefangenen der braunen Machthaber. Ihre Kampagne, die fast zweieinhalb Jahre dauerte, löste etwas aus, woran sie selber am Anfang wohl nicht geglaubt haben. Es gelang ihnen, Hitler und seinem Regime die empfindlichste moralische Niederlage beizubringen. Paris mit Hellmuth von Gerlach wurde sozusagen zur Zentrale der Ossietzky-Kampagne.

Der erste Vorschlag war ungültig. Die Liga für Menschenrechte in Strassburg schlug im Frühjahr 1934 vor, Carl von Ossietzky, dem Häftling in Esterwegen, den Friedensnobelpreis für 1934 zuzuerkennen. Alfred Nobel, als Erfinder des Dynamits ein schwerreicher Mann, hatte 1896 in seinem Testament festgelegt, wer den Preis erhalten soll, und zwar diejenige Persönlichkeit, «die die meiste oder beste Arbeit für die Verbrüderung der Nationen, für die Abschaffung oder Reduzierung stehender Heere und für die Abhaltung und Förderung von Friedenskongressen getan hat.» Nach der Satzung des Nobelkomitees muss ein Vorschlag aber bis zum 1. Februar vorliegen, wenn er für das laufende Jahr noch berücksichtigt werden soll. Somit kamen die Menschenrechtler in Strassburg mit ihrem Vorschlag zu spät. Ausserdem hatte der Appell noch keineswegs die breite Unterstützung, die erst Aussichten auf Erfolg zuliess. Der zweite Vorschlag erfüllte diese Voraussetzung. Er trug die Handschrift Hellmuth von Gerlachs. Gewichtige Persönlichkeiten unterstützten den Antrag: Ludwig Quidde, Preisträger von 1927, der Ossietzky als Sekretär für die Deutsche Friedensgesell-

Ab1934
Beginn der
Friedensnobel-
preiskampagne für
Ossietzky

schaft von Hamburg nach Berlin geholt hatte, und Jane Addams, die berühmte amerikanische Frauenrechtlerin, Preisträgerin von 1931.

Als Zeitungen über den Antrag an das Nobelkomitee berichteten, entstand im Ausland eine Welle von Zustimmung. Ob in der Schweiz, in Schweden, England, Norwegen oder in den Niederlanden, überall bekannten sich Professoren und Politiker, Arbeiter und Hausfrauen zu dem Vorschlag Ossietzky. Die Liste der prominenten Befürworter wurde immer länger: Albert Einstein, Thomas Mann, Heinrich Mann, Romain Rolland, Lion Feuchtwanger, Bertrand Russell, Virginia Woolf, Aldous Huxley, Léon Blum, Émile Vandervelde. Der britische Labour-Führer Harold J. Laski gab die Stossrichtung der Kampagne für Ossietzky an: «Die blosse Tatsache, dass Ossietzky in einem deutschen Konzentrationslager festgehalten wird, ist ein Beweis für die kriegerischen Absichten des deutschen Reichskanzlers.»

In den Archiven des norwegischen Nobelinstituts stapeln sich heute noch die Kisten und Kartons mit den Bittschriften und Anträgen. Die Zahl der Befürworter ging in die Hunderttausende. Viele von ihnen hatten den Namen «Carl von Ossietzky» vermutlich zum erstenmal gehört. Was sie über sein Schicksal erfuhren, genügte, um sich in die Listen einzutragen, in denen seine Kandidatur für die höchste Auszeichnung, die überhaupt zu vergeben ist, befürwortet wurde.

Hindernisse

In Berlin wurde man zusehends nervöser. Die diplomatischen Vertretungen waren schon seit längerem angewiesen, unverzüglich alle Versuche zu melden, die öffentliche Meinung im Zusammenhang mit der Ossietzky-Kampagne gegen Deutschland aufzubringen. Im Herbst 1934 trafen die ersten Berichte in der Reichshauptstadt ein. Das Auswärtige Amt leitete sie weiter an Reichsinnenminister Hermann Göring, als oberster Polizeichef auch zuständig für die Kon-

zentrationslager. Göring veranlasste die Geheime Staatspolizei, schnellstens ein Papier auszuarbeiten, das den Botschaften als Argumentationshilfe an die Hand gegeben werden sollte.

Das Gestapo-Papier zählte die Vorstrafen des Häftlings auf, hob die Verurteilung wegen Landesverrats vor dem Leipziger Reichsgericht hervor und beschuldigte die Emigranten, Ossietzky als Vorwand für ihre antideutsche Hetze zu benutzen. Die Gestapo versicherte weiter, dass Berichte über Misshandlungen frei erfunden seien, dass der gesundheitliche Zustand Ossietzkys «in jeder Richtung zufriedenstellend» sei und der Schutzhäftling selbst erklärt habe, es gebe für ihn keinen Anlass, sich über die Behandlung im Lager zu beklagen.

Auch der deutsche Gesandte in Oslo, Botschafter Sahn, bekam das Gestapo-Papier zugeschickt, mit dem ausdrücklichen Auftrag, rechtzeitig über die Person Ossietzkys «aufzuklären», falls dessen Kandidatur ernsthaft in Betracht gezogen werde. Sahn konnte Berlin fürs erste beruhigen. Er habe zwar vertraulich erfahren, dass Ossietzky vorgeschlagen worden sei, aber ernsthaft komme er für den Preis nicht in Betracht. Dennoch werde über geeignete Mittelsmänner auf die landesverräterische Tätigkeit Ossietzkys hingewiesen.

Diese Hinweise bewirkten das Gegenteil dessen, was die Reichsregierung erhoffte. Jetzt erst recht wurden die deutschen Botschaften bestürmt, nicht nur in Oslo. Die Anfragen nach Ossietzkys Gesundheitszustand häuften sich ebenfalls. Die Gestapo konnte sich bald nicht mehr auf die regelmässigen Berichte des Esterweger Lagerarztes berufen, der stereotyp meldete, Ossietzky sei gesund und arbeitsfähig. Im Sommer 1935 bestätigte sie, dass der Häftling ins Krankenrevier eingeliefert worden sei, wegen eines Herzleidens. Ein Brief, den Maud von Ossietzky während eines Londoner Aufenthaltes in der ‚Times‘ abdrucken liess – vorsichtig abgefasst, um ihrem Mann nur nicht zu schaden –, konnte auf Eingeweihte nur alarmierend wirken. Auch sie schrieb von einer langjährigen Herzschwäche. Und: «Die Anstrengungen der Haft (jetzt zwei Jahre und sechs Monate) haben natürlich eine deprimierende Wirkung.»

Die Kampagne für Ossietzky wurde eine Zeitlang nicht nur von Berlin aus gebremst. In der Tschechoslowakei hatten einflussreiche Persönlichkeiten den amtierenden Präsidenten Thomas Masaryk als Bewerber für den Friedensnobelpreis 1935 vorgeschlagen. Der 86jährige Masaryk wollte Ende 1935 sein Amt abgeben und sollte aus diesem Anlass entsprechend geehrt werden. Gegen den auch im Ausland angesehenen Staatsmann und Philosophen Masaryk musste die Kandidatur Ossietzkys fast zwangsläufig zurückfallen, denn Masaryk genoss auch bei der Linken grosse Achtung. Kurt Grossmann übernahm in Prag die heikle Aufgabe, den Präsidenten diskret zu einem Verzicht zu bewegen. Masaryk ermunterte schliesslich seinerseits tschechoslowakische Parlamentarier, für Ossietzky einzutreten, und gab damit zu verstehen, dass er selber verzichte.

In Paris regte Hellmuth von Gerlach an, den Friedensnobelpreis zu teilen, da sowohl Masaryk als auch Ossietzky ihn verdient hätten. Im Oktober 1935 schaltete sich Thomas Mann von der Schweiz aus mit einem Brief an die Mitglieder des Nobelkomitees in die Diskussion um die beiden Nobelpreiskandidaten ein. Der Schriftsteller würdigte zunächst jeden der beiden Bewerber und hielt dann ein geschicktes Plädoyer für Ossietzky: «Jene erste Wahl (Masaryk) wäre eine durchaus gute und schöne, eine untadelige Handlung, niemandem anstössig und niemanden überraschend. Die zweite aber (Ossietzky) wäre eine grosse, freie und starke sittliche Tat in mehr als einer Beziehung, die Trost, Stärkung und neuen Glauben an die Kraft des Guten nicht nur in das Herz des einen Mannes giessen würde, dem sie gälte, sondern in Millionen gequälter Herzen ...»

Politische Skrupel, die einzelne Komitee-Mitglieder wie der norwegische Aussenminister Halvdan Koht beim Namen «Ossietzky» empfinden mochten, schob Thomas Mann beiseite, indem er mit unnachahmlicher Ironie die Friedensbeteuerungen Hitlers für bare Münze nahm: «Es liegt in der Natur der Friedensidee – und wohl auch in der Natur von Regierungen –, dass sie sich öfters in der Opposition befindet, und in solchen Fällen werden diejenigen, denen es obliegt, den Preis zu vergeben, es wohl oder übel mit einer Opposition gegen eine Regierung halten müssen. Die Regierung

nun aber, um die es sich hier handelt, huldigt, wie jedermann weiss, einer ausgesprochenen pazifistischen Gesinnung. Im Gedächtnis aller sind die Reden, in denen der Führer des Deutschen Reiches seinen und der Seinen Friedenswillen, den durch und durch friedlichen Sinn der deutschen Aufrüstung – der materiellen und der seelischen – zur allgemeinen Freude und Erleichterung beteuert hat.»

Knut Hamsun gegen Ossietzky

Alle Überlegungen, die Thomas Mann oder Hellmuth von Gerlach anstellten, waren vorerst hinfällig, denn am 21. November 1935 gab das Nobelkomitee in einer Zwei-Zeilen-Meldung bekannt, dass der Preis für 1935 nicht vergeben werde. Die Beratungen dieses Gremiums sind streng geheim. Vermutlich waren die Mitglieder sich nicht einig geworden, wen sie als Preisträger bestimmen sollten, Ossietzky oder Masaryk.

Kein Preis – das bedeutete für Berlin Zeitgewinn, Zeit, die es zu nutzen galt. Schon am 22. November 1935 – wahrscheinlich als ein Teil der seit langem von der Reichshauptstadt propagierten Gegen-Kampagne – erschien in zwei norwegischen Zeitungen, in *Aftenposten* und *Tidens Tegn*, ein gleichlautender Artikel Knut Hamsuns, der überall wie eine Bombe wirkte. Hamsun, Dichter der *Viktoria* und Literatur-Nobelpreisträger, verbreitete seinen Unwillen darüber, dass Jahr für Jahr Appelle an das norwegische Nobelpreiskomitee gerichtet würden, Ossietzky den Friedensnobelpreis zu geben. «Es ist vielleicht nicht ganz abwegig, daran zu erinnern, dass Herr Ossietzky, bevor der Nazismus zur Macht gekommen war, wie auch nachher, Deutschland hätte verlassen können. Aber das wollte er nicht. Er rechnete damit, dass die Leute aufschreien würden, wenn er festgesetzt wurde.» Offensichtlich in völliger Unkenntnis der Lage Ossietzkys gab Hamsun dem Häftling im Esterweger KZ den folgenden Ratschlag: «Wie wäre es, wenn Herr Ossietzky in dieser schweren Übergangszeit, in der die ganze Welt

21. November 1935

Nobelkomitee verschiebt die Entscheidung über die Vergabe des Friedensnobelpreises für 1935

22. November 1935

Knut Hamsuns Artikel gegen Ossietzky erscheint

die Zähne gegen die Autoritäten des grossen Volkes, dem er angehört, fletscht, etwas positiv mithelfen würde?»

Auf die Freunde Ossietzkys, die wussten, wie sehr dieser den norwegischen Dichter schätzte, musste die Attacke umso bitterer wirken. Am 6. August 1929 hatte die ‚Weltbühne‘ zum 70. Geburtstag Hamsuns einen beinahe überschwenglichen Glückwunsch an den Schriftsteller gerichtet. Darin hiess es: «Wie es ein Trost ist, ein Elixier, ein Stimulans, den Blick nach Norden zu richten und dabei zu denken: dort wohnt Knut Hamsun.»

Im Norden machte sich die Empörung über den Aufsatz spontan Luft. «Die Schande Knut Hamsuns» lieferte für einige Tage Schlagzeilen für norwegische und andere skandinavische Zeitungen. 32 norwegische Schriftsteller veröffentlichten einen gemeinsamen Protest. Einer von ihnen, Nordahl Grieg, der später als Kriegsberichterstatter bei einem Luftangriff auf Berlin ums Leben kam, antwortete Knut Hamsun direkt. Im Osloer ‚*Dagbladet*‘ schrieb er: «Hier in Europa wird, wie nie zuvor, um die Wette gerüstet. Wir stehen vor einer Katastrophe, die die Menschheit vernichten kann, und Knut Hamsuns Altersgefährten im Nobelkomitee denken in keiner Weise daran, dadurch Unfrieden zu schaffen, dass sie jemandem eine Belohnung geben, der gegen den Krieg kämpft.» Besonders empörte Nordahl Grieg, dass Hamsun sich für eine Attacke jemanden ausgesucht hatte, der sich nicht wehren konnte, der «geknebelt im Konzentrationslager» lag.

Hamsun sah sich durch die Angriffe von allen Seiten so sehr in die Enge getrieben, dass er Anfang Dezember 1935 in Begleitung seines Sohnes die deutsche Botschaft in Oslo aufsuchte, um sich gründlicher über Carl von Ossietzky zu unterrichten. Die Informationen, die ihm gegeben wurden, konnten sein Urteil natürlich nicht umstossen. Wenige Tage später gab er der norwegischen ‚*Aftenposten*‘ ein Interview, in dem er seinen Standpunkt bekräftigte und als Beleg für seine Behauptung, dass Ossietzky ein rechtskräftig verurteilter Landesverräter sei, das Urteil des Reichsgerichts in Leipzig von 1931 zitierte.

Die «Schande Knut Hamsuns» riss auch Kurt Tucholsky aus seiner

Niedergeschlagenheit und aus seinem Lebensüberdruß im schwedischen Exil. Am 17. Dezember 1935 kündigte er in einem Brief an seine in der Schweiz lebende Freundin Hedwig Müller an, diesmal könne er «das Maul nicht halten». Er habe Material aus Oslo bekommen und werde jetzt zu einem Schlag gegen Knut Hamsun ausholen. Viele Norweger, so berichtete Tucholsky, hätten Hamsun schon «mächtig einen aufs Dach» gegeben; aber das sei «alles nichts gegen das, was ich ihm hinzumachen willens bin». Der angekündigte Schlag fand nicht mehr statt. Am 21. Dezember 1935 nahm sich Kurt Tucholsky mit einer Überdosis Tabletten das Leben. Der bekannteste Mitarbeiter der ‚Weltbühne‘ starb im Krankenhaus Göteborg.

Der Angriff von Knut Hamsun brachte, so deprimierend er auf manche wirken mochte, der Ossietzky-Kampagne neuen Auftrieb. Willy Brandt, der als junger Sozialdemokrat in Oslo lebte und von dort aus die Nobelpreis-Kampagne tatkräftig unterstützte, hat das als erster erkannt. Er schrieb am 25. November 1935 nach Paris an Hilde Walter: «Jetzt ist uns ein unvorhergesehener Umstand zu Hilfe gekommen.» Den Artikel Hamsuns nannte er einen «schoflen Angriff auf Ossietzky» und knüpfte daran die Vermutung, «dass Hamsun sich direkt von den Nazis missbrauchen liess und dass es sich um einen bestellten Artikel handelt». Brandt drängte in dem Brief, Ossietzkys Name möglichst bald wieder beim Nobelkomitee einzureichen, um zu verhindern, «dass ein gefährliches Schweigen über den Fall O. eintritt».

Rückkehr nach Berlin

Alles andere als Schweigen trat ein. In Oslo registrierte das Nobelkomitee immer neue Eingaben, was in Berlin wiederum hektische Aktivität auslöste. Die Olympischen Sommerspiele 1936 standen bevor. Ausrichter war Deutschland. Mit der Olympiade wollte Hitler das so lange entbehrt Ansehen des Auslands gewinnen. Ein KZ-Häftling, der als ernsthafter Anwärter auf den Friedensnobel-

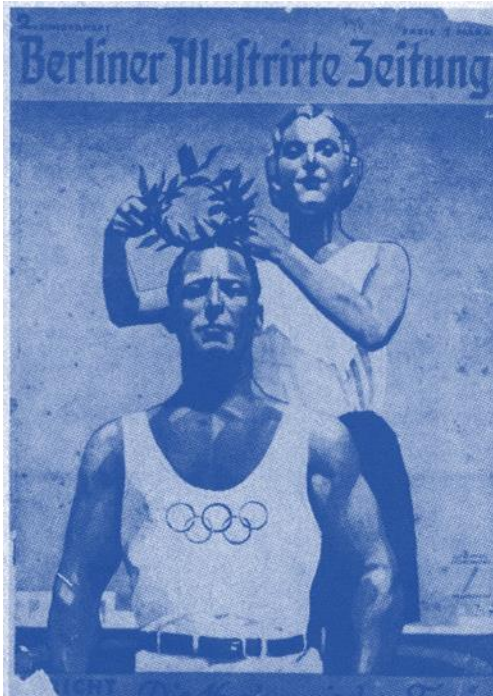
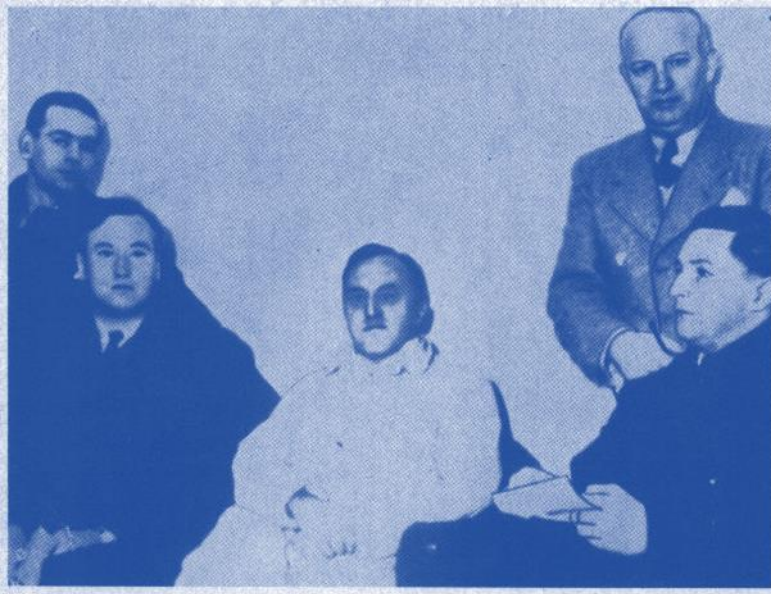
preis galt, passte nicht in das Bild des friedliebenden, ganz auf Spiel und Sport eingestellten «neuen Deutschland».

Reichsinnenminister Hermann Göring nahm die Dinge wieder selbst in die Hand. Zunächst musste er Klarheit über den gesundheitlichen Zustand Ossietzkys gewinnen. Im Frühjahr 1936 veranlasste der Inspekteur aller Konzentrationslager in Papenburg-Esterwegen, SS-Gruppenführer Eicke, dass Ossietzky erneut untersucht wurde. Der Befund, von Eicke nach Berlin weitergegeben, konnte dort nur Beunruhigung auslösen. Der Häftling, der in den Monaten zuvor mehrfach als gesund und arbeitsfähig bezeichnet worden war, befand sich in Wirklichkeit in Lebensgefahr. Nach Ansicht des Arztes müsse mit einem plötzlichen Ableben gerechnet werden. Eicke war dennoch dagegen, Ossietzky aus der Schutzhaft zu entlassen. «Der Lagerkommandant ist angewiesen, ihn sorgfältig ärztlich betreuen zu lassen und Aufzeichnungen darüber anzufertigen, um der nach einem etwaigen Ableben des Ossietzky bestimmt einsetzenden Greuelhetze beweiskräftiges Material über die wirkliche Behandlung des Ossietzky entgegenstellen zu können.»

Göring liess am 27. Mai 1936 SS-Obergruppenführer Heydrich, dem der gesamte Polizeiparat unterstand, wissen, «dass der Herr Generaloberst um sofortige Unterbringung des Schutzhäftlings Carl von Ossietzky in einem Staatskrankenhaus oder – wenn möglich – in der Charité Berlin ersucht. Dem Schutzhäftling ist gründliche ärztliche Pflege zuteil werden zu lassen, wobei jedoch sichere Bewachung gewährleistet bleiben muss».

Schon am nächsten Tag wurde Ossietzky in das Staatskrankenhaus der Polizei in Berlin gebracht. Erste ärztliche Untersuchungen bestätigten, wie ernst es um ihn stand. «Bei dem am 28. Mai 1936 hier eingelieferten Schutzhäftling Carl von Ossietzky ist eine offene Lungentuberkulose festgestellt worden», hiess es am 29. Mai. Einen Tag später nannte die Diagnose in einem Nachtrag Einzelheiten. «Es handelt sich bei dem Patienten um eine schwere offene Tuberkulose mit massenhaft Tubercelbazillen im Auswurf, sehr stark beschleunigter Senkung der Erythrozyten usw. Der ganze linke Oberlappen ist ergriffen, auch sind deutliche Kavernen zu erken-

28. Mai 1936
Ossietzky im
Staatskrankenhaus
Berlin



1936 besuchten Journalisten Ossietzky im Krankenhaus. Im selben Jahr fanden die Olympischen Spiele in Berlin statt, womit das NS-Regime sein Ansehen in der Welt aufzubessern versuchte.



*Machthaber:
Göring,
Heydrich,
Goebbels.*

nen. Unter Berücksichtigung des ganzen Zustandes halte ich den Patienten nicht für haftfähig, da sich die Tuberkulose mit hoher Wahrscheinlichkeit während der Haft dauernd verschlimmern würde.»

So lautete also das Urteil des Arztes. Ossietzky hatte zwar trotz aller Qualen Esterwegen überlebt – die mächtige Nobelpreis-Kampagne bewahrte ihn in den letzten Monaten vor neuen schlimmen Misshandlungen –, aber er war ein todkranker Mann. Nach der Lektüre des medizinischen Berichts verfügte Innenminister Göring, dass Ossietzky weiter streng bewacht werde. Auf keinen Fall dürfe er ins Ausland reisen. Bis Anfang November 1936 blieb Ossietzky im Staatskrankenhaus, dann erfolgte die Freilassung.

Ein Polizeiauto brachte ihn vom Staatskrankenhaus zur berühmten Gestapo-Zentrale an der Prinz-Albrecht-Strasse, wo seine Frau, sein Stiefvater und Hedwig Hünicke auf ihn warteten. Fast schüchtern gaben sich Carl und Maud von Ossietzky die Hand. Beide konnten es nicht glauben, dass Ängste, Schmerzen und Verzweiflung der Vergangenheit angehörten. Noch ein paar Formalitäten, die Maud von Ossietzky bereits wieder das Schlimmste befürchten liessen – wer hätte die Gestapo daran hindern wollen, die Entlassung zurückzuziehen? –, dann war der Schriftsteller Carl von Ossietzky nach mehr als drei Jahren Konzentrationslager wieder in Freiheit.

Gestützt auf seine «kleine» Frau, strebte er hastig dem Ausgang zu. In die Wiedersehensfreude mischten sich bange Fragen. Maud von Ossietzky: «Sein sehr blasses Gesicht verriet die gespannte Aufmerksamkeit eines Mannes, der seiner wiedergewonnenen Freiheit noch nicht recht traut...» Bei der Fahrt durch die Stadt wurde überlegt, wie es weitergehen sollte. Hedwig Hünicke, die Unermüdliche, hatte mit einem Privatarzt gesprochen, der Ossietzky untersuchen wollte. Der erste Weg führte in dessen Praxis. Der Arzt bestätigte, was das Staatskrankenhaus bereits festgestellt hatte, und riet dem Patienten, wegen der Tuberkulose sofort das Krankenhaus Westend aufzusuchen. Ossietzky nickte stumm. Für einige Augenblicke hatte er gedacht, seine schriftstellerische Arbeit wiederaufnehmen zu können, vielleicht sogar das Luther-Buch, das er in der

Strafanstalt Tegel angefangen hatte, zu Ende schreiben zu können – aber daran war vorerst überhaupt nicht zu denken.

Im Krankenhaus Westend wurde ihm im Parterre ein Zimmer zugewiesen. Seine Frau fand in der Nähe des Hospitals eine Bleibe, so dass sie die Besuchszeiten wahrnehmen konnte. Mehr wurde ihr nicht gestattet. Die Beamten der Gestapo hielten sich an die Anweisung Görings und blieben immer in der Nähe des Patienten. In Wirklichkeit war Ossietzky also kein freier Mann, sondern einer der bestbewachten Regimegegner. Sein Protest war inzwischen stumm geworden, jedoch seine bloße Existenz bedeutete eine Anklage gegen die Herrschaft der Unmenschlichkeit.

Anfang
November 1936
Zur Behandlung
der Tb im Berliner
Krankenhaus
Westend

Das Interview

Die Nachricht, dass Carl von Ossietzky das KZ Esterwegen verlassen hatte, sickerte allmählich ins Ausland. Ein erster Erfolg im langen Kampf. Aber niemand wusste, in welchem Zustand er nach Berlin zurückgekehrt war, was dort mit ihm geschah und ob er überhaupt noch lebte. Das Rote Kreuz bemühte sich um Auskunft und erhielt immerhin die offizielle Bestätigung über den neuen Aufenthalt des Esterweger Häftlings.

Gestapo und Auswärtiges Amt registrierten das anhaltende Interesse am Fall Ossietzky mit wachsendem Unmut. Der November 1936, der Monat, der die Entscheidung über den Friedensnobelpreisträger bringen sollte, rückte näher. Die Knut-Hamsun-Attacke hatte im Sinne Berlins nichts bewirkt. Also mussten neue Wege gefunden werden. Ein Interview mit dem freigelassenen und «geläuterten» Ossietzky erschien der Gestapo als eine gute Idee.

Am 10. September 1936 veröffentlichte die dänische Zeitung *„Berlingske Tidende“* ein Gespräch ihres eigens nach Berlin entsandten Sonderkorrespondenten Hans-Wolf Türgensen mit dem weltbekannten Ossietzky. Ossietzky machte auf Jürgensen gesundheitlich den allerbesten Eindruck. Der einstige Häftling sei voll des Lobes auf die Nationalsozialisten gewesen – «seine neuen Freunde» –, er

habe den ehrlichen Willen bezeugt, «ganz von vorne zu versuchen, die neuen Töne, die man in Deutschland hört, zu verstehen». Und: «Ich habe die Empfindung, dass die Revolution, die in Deutschland vorgegangen ist, sich möglicherweise auch in meinem Kopf vollziehen wird.» Nicht genug der Überraschungen. Mit «Heil Hitler» habe Ossietzky sich verabschiedet, obwohl er, Jürgensen, bewusst und vernehmlich «Auf Wiedersehen» gerufen habe.

Die Fälschung war zu plump, als dass sie irgendetwas ausrichten konnte, geschweige denn, in Skandinavien die erhoffte Verwirrung auslöste. Berlin entschloss sich, die bis dahin noch geübte diplomatische Zurückhaltung aufzugeben und aufs Ganze zu gehen. Der deutsche Botschafter in Oslo, Sahl, wurde angewiesen, persönlich bei der norwegischen Regierung vorstellig zu werden und auf die Konsequenzen hinzuweisen, die eine Auszeichnung für Ossietzky nach sich ziehen würde. Der Diplomat erledigte seinen Auftrag eher unwillig. Seine Gesprächspartner machten darauf aufmerksam, dass das Nobelkomitee zwar vom Parlament gewählt werde, in seinen Beschlüssen aber völlig unabhängig sei und niemandem Rechenschaft schulde.

Wenige Wochen vor dem entscheidenden Datum kamen neue Hiobsbotschaften aus der norwegischen Hauptstadt. Zwei Mitglieder des Komitees, Aussenminister Halvdan Koht und Johan Ludvig Mowinckel, ehemaliger Ministerpräsident, traten zurück, vermutlich, um den aussenpolitischen Schaden möglichst gering zu halten, wenn der Preis an Ossietzky gehen sollte.

Göring und die Gestapo hielten es jetzt für angebracht, Hitler zu informieren. Dies geschah am 19. November 1936. Hitler ordnete an, zunächst nichts weiter zu unternehmen, sondern abzuwarten. Falls Ossietzky den Preis tatsächlich bekomme, müsse er des Landes verwiesen werden.

Am 19. November meldete sich noch einmal Dr. Sahl aus Oslo. Er wollte wissen, ob er noch etwas unternehmen solle. In wenigen Tagen sei es soweit. Die Antwort aus Berlin verrät die Hektik: «verdichten sich gerüchte. dass ossietzky preis bekommt – bitte in dortigen kreisen in geeignet erscheinender weise zu ausdruck brin-

19. November 1936

Hitler wird über die Friedensnobelpreis-kampagne für Ossietzky informiert

gen, dass eine solche Verleihung friedenspreises in (Deutschland als gewollt deutschfeindliche demonstration aufgefasst werde und entsprechende rückwirkung haben wird.

Der deutsche Botschafter in Oslo musste wohl oder übel noch einen Versuch machen, dessen Zwecklosigkeit er dem Auswärtigen Amt allerdings schon vorher klarzumachen versucht hatte. Um sein eigenes Ansehen möglichst zu schonen, schickte er seinen Pressevertreter ins norwegische Aussenministerium. Dieser kehrte achselzuckend zurück.

Zwei Preise

Der 23. November 1936 war der Tag der Entscheidung. Das Nobelkomitee mit seinen fünf Mitgliedern – ein Rechtsprofessor, ein Historiker, ein Schiffsreeder, ein Bankdirektor und ein Journalist, in der Mehrzahl konservative Persönlichkeiten – vergab zwei Preise, einen davon, den Friedensnobelpreis für 1935, erhielt der deutsche Publizist und Schriftsteller Carl von Ossietzky.

Ein skandinavischer Journalist übermittelte Ossietzky telefonisch die Nachricht ins Krankenhaus Westend. Am nächsten Tag hielt Ossietzky mit ungläubigem Staunen das Telegramm aus Oslo in den Händen, unterzeichnet vom Präsidenten des Nobelkomitees, Professor Fredrik Stang. «Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass das norwegische Nobelkomitee Ihnen den Friedenspreis Alfred Nobels für das Jahr 1935 zugeteilt hat. Der Betrag ist Kronen 159'916,74. Hundertneunundfünfzigtausendsechzehn 74/00 Kronen. Der Friedenspreis für das Jahr 1936 ist dem argentinischen

**23. November
1936**
Friedensnobelpreis
an Ossietzky

* Dokumente wie dieses Telegramm sind bei Kriegsende 1945 durch Zufall entdeckt worden. Nach einem Tip von einem amerikanischen Kollegen fanden zwei norwegische Journalisten in der Ruine des Göringschen Palais mehrere Dokumentenpakete, die Geheimberichte der Gestapo an den Reichsinnenminister enthielten. Die beiden Reporter haben ihre Entdeckung gleich nach Kriegsende ausgewertet und 1946 in Buchform veröffentlicht. Die diplomatischen Aktivitäten Berlins vor der Nobelpreis-Entscheidung lassen sich anhand dieser Dokumente fast lückenlos zurückverfolgen.

Minister für Auswärtige Angelegenheiten Carlos Saavedra Lamas zugeteilt. Am Todestag Nobels, dem 10. Dezember, wird bei einer Festsitzung in Oslo in zwei Reden Übersicht über die Verdienste der zwei Preisnehmer gegeben.»

Mit zitternder Hand quittierte Ossietzky den Empfang, worum der Absender, Professor Stang, ausdrücklich gebeten hatte, und antwortete einige Tage später mit einem Satz: «Dankbar für die unerwartete Ehrung. Carl von Ossietzky.» Seine Freunde in aller Welt, die jetzt nicht bei ihm sein konnten, waren glücklich und erleichtert. Sie hatten geschafft, was anfangs unmöglich schien, und durften neue Hoffnung schöpfen. In Paris, London, Prag und anderswo wurde der Sieg über Hitler und sein Regime gefeiert, fanden Kundgebungen statt, bei denen der Patient im Berliner Krankenhaus Westend symbolisch den Ehrenvorsitz hatte. Im Krankenhaus selbst stapelten sich die Telegramme.

Thomas Mann, der mehrfach für Ossietzky eingetreten war, appellierte jetzt an die Reichsregierung in Berlin, die Konzentrationslager aufzulösen und die Inhaftierten freizulassen. Albert Einstein würdigte einige Jahre später die Entscheidung des Nobelkomitees mit folgenden Worten: «Es ist das immerwährende Verdienst der Nobelstiftung, dass sie ihre hohe Ehrung diesem schlichten Märtyrer zuteilwerden liess und dass sie sich entschloss, das Andenken an ihn und sein Leben zu erhalten.»

In Skandinavien gab es neben begeisterter Zustimmung auch schroffe Ablehnung. Sven Hedin, der bekannte schwedische Tibetforscher, war derart empört über den Osloer Beschluss, dass er verlangte, den Norwegern das Recht zu nehmen, künftig Friedenspreise zu verleihen. Die Nachkommen Nobels äusserten ihr Missfallen in einer öffentlichen Stellungnahme.

Die Nationalsozialisten konnten nur noch auf die Niederlage reagieren. Der deutsche Aussenminister, Baron von Neurath, kleidete den Zorn mühsam in diplomatische Vokabeln. Er kabelte am 25. November 1936 nach Oslo zum deutschen Botschafter Sahn: «Bitte dortiger Regierung in besonderer Demarche mündlich mitteilen, deutsche Regierung über Verleihung des Friedenspreises an Os-

sietzky äusserst befremdet. Werde nicht verkannt, dass norwegische Regierung als solche nicht unmittelbar beteiligt. Gleichwohl werde Zuerkennung des Preises durch von Storting gewählten Ausschuss an notorischen Landesverräter hier als eine bewusste und beleidigende Herausforderung Deutschlands empfunden. Die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen müsse sich die Reichsregierung vorbehalten.»

Eine der Schlussfolgerungen, freilich in ganz anderer Richtung, war an Lächerlichkeit kaum zu überbieten. Hitler verbot in einem Erlass tatsächlich den Deutschen für alle Zeiten, den Nobelpreis anzunehmen.

Hermann Göring, der spätere Reichsmarschall, trug die politische Verantwortung für den Fall Ossietzky. In eitler Selbstüberschätzung suchte er noch einmal aus dem Scherbenhaufen zu retten, was seiner Ansicht nach zu retten war. Der 10. Dezember mit der feierlichen Preisüberreichung in Oslo und damit eine neue peinliche Anklage gegen die Nationalsozialisten stand bevor. Göring liess Ossietzky zu sich kommen, um ihn zu veranlassen, auf den Friedensnobelpreis zu verzichten. Als Gegenleistung stellte er ihm eine Pension von \$00 Mark monatlich bis an sein Lebensende in Aussicht. Ossietzky, körperlich ein Wrack, liess sich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen zu einem solchen Schritt bewegen.

Zeuge der Unterredung zwischen Göring und Ossietzky war Dr. Werner Best, damals stellvertretender Leiter der Gestapo. Best gab im März 1964 dem Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* Auskunft darüber. Nach seinen Angaben hat Göring zwar nicht, wie Maud von Ossietzky in ihren Erinnerungen mitgeteilt hat, Ossietzky eine Rente zugesagt, aber Ossietzky habe seine Ablehnung gegenüber dem Nationalsozialismus «offen und tapfer» dargelegt.

Die Preisverleihung am 10. Dezember 1936 musste ohne den Preisträger stattfinden. Nachdem feststand, dass Ossietzky unter keinen Umständen eine Verzichtserklärung unterschreiben würde, liess Göring von der Gestapo das Für und Wider einer Ausreise nach Oslo untersuchen. Die Beamten kamen zu dem Ergebnis, dass von

**Ende November
1936**
Begegnung mit
Göring

10. Dezember 1936
Friedensnobelpreisverleihung in Oslo findet ohne Ossietzky statt

einer Ausreiseerlaubnis dringend abzuraten sei. Es sei zu befürchten, dass Ossietzky im Ausland gegen Deutschland auftreten und «Hetzpropaganda mit seinen angeblichen Erlebnissen im Konzentrationslager» betreiben würde. Am 8. Dezember telegraphierte Maud von Ossietzky in die norwegische Hauptstadt: «Kommen unmöglich.»

Zum erstenmal wurde der Preis in Abwesenheit des Trägers verliehen. Die Würdigung Ossietzkys verlas der Vorsitzende des Nobelkomitees, Professor Stang. Seine Ausführungen klangen abgewogen, streckenweise beinahe entschuldigend. Das Komitee habe nur das gewollt, was seine Aufgabe und Pflicht sei: eine Friedensarbeit zu belohnen, «dies und nichts anderes». Wahrscheinlich haben Stang die Kritik aus einigen skandinavischen Ländern und die schwierige aussenpolitische Lage Norwegens gegenüber Deutschland zu solcher Zurückhaltung bewogen.

Am Festakt nahm weder der norwegische König noch der Kronprinz teil. Die Regierung war durch den Ministerpräsidenten und drei weitere Kabinettsmitglieder vertreten. Nur die norwegische Nationalhymne wurde gespielt, nicht wie üblich die deutsche. Von den ausländischen Botschaftern waren mehrere nicht erschienen, so der italienische, der englische, der dänische und, wie erwartet, der deutsche Gesandte Dr. Sahm, der diese «Schmach» nicht auch noch durch seine Anwesenheit verschlimmern wollte.

Ossietzky wird Kinobesitzer

Die Umstände, unter denen Carl von Ossietzky um den materiellen Teil des Friedensnobelpreises gebracht wurde, muten an wie ein Treppenwitz der Geschichte. Hauptfigur in dem Stück ist der Berliner Rechtsanwalt Dr. Kurt Wannow, eine verkrachte Existenz, vorbestraft wegen Veruntreuung von Klientengeldern und aus diesem Grunde aus der Anwaltskammer ausgeschlossen. Maud von Ossietzky lernte eines Tages in einer Gaststätte Wannow kennen. Das zunächst unverbindliche Gespräch kreiste bald um die Schwie-

rigkeiten, die die Frau des Friedensnobelpreisträgers hatte, das in Oslo deponierte Geld nach Berlin zu schaffen. Dr. Wannow gab sich als Rechtsanwalt zu erkennen und gewann das Vertrauen von Maud von Ossietzky. Wortreich und geschickt bot er seine Hilfe an. Alles, was er benötige, sei eine Vollmacht ihres Mannes.

Carl von Ossietzky unterschrieb das Papier guten Glaubens, ohne zu wissen, dass er Wannow damit auch beauftragte, das Geld wertbeständig anzulegen. Mit der Vollmacht ausgerüstet, schickte Wannow seine Sekretärin, Frau Kreutzberger, nach Oslo. Er selber durfte sich im Ausland vermutlich nicht mehr blicken lassen. In der norwegischen Hauptstadt traf fast zur gleichen Zeit Ossietzkys ehemalige Sekretärin Hilde Walter ein, die im Auftrag ihrer Pariser Freunde unter allen Umständen verhindern wollte, dass das Geld nach Deutschland überwiesen wurde. Hilde Walter befürchtete – mit Recht, wie sich später zeigen sollte –, dass Ossietzky selber von dem Betrag nichts in die Hand bekommen würde.

Mehrere Tage führten die beiden Frauen eine erbitterte Auseinandersetzung, bei der die deutsche Botschaft und das norwegische Außenministerium eingeschaltet wurden. Gewinnerin war schliesslich Frau Kreutzberger, nachdem sich der norwegische Gesandte in Berlin vergewissert hatte, dass die Unterschrift Ossietzkys unter der Vollmacht echt war. Rechtsanwalt Wannow bekam Ende Januar 1937 eine Summe von 99'857 Reichsmark auf seinem Berliner Konto gutgeschrieben, über die er grosszügig verfügte. Er kaufte die Eden-Lichtspiele in Berlin für die Ossietzkys, womit diese überhaupt nicht einverstanden waren, Wannow bestellte sich selber für zwanzig Jahre zum Geschäftsführer des Kinos, genehmigte sich Vorschüsse und berechnete für Reisen nach Hamburg und anderswo Auslagen bis zu 10'000 Mark.

Als die Ossietzkys merkten, an wen sie geraten waren, blieb ihnen keine andere Möglichkeit, als Wannow zu verklagen. Wegen Betrugs kam der Anwalt vor Gericht. Am 25. Februar 1938 fand die Verhandlung vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte statt. Es wurde eines der ungewöhnlichsten Verfahren jener Jahre. Zahlreiche in- und ausländische Journalisten waren gekommen. Sie hatten von

25. Februar 1938
Als Zeuge vor
Gericht

offizieller Seite den Wink erhalten, dass Ossietzky als Zeuge geladen sei und auch kommen werde.

Vor Ossietzky trat ein anderer Zeuge auf, in mancher Hinsicht ebenfalls bemerkenswert. Es war ein Kommissar der Geheimen Staatspolizei, der erklärte, weshalb das Verfahren gegen Wannow überhaupt stattfindet. Im Ausland werde behauptet, die Gestapo habe sich des Geldes, das Ossietzky zustehe, bemächtigt. Gegen Wannow müsse vorgegangen werden, damit die Unhaltbarkeit solcher «Emigrantenhetze» klargelegt werde.

Nach einer kurzen Aussage der Zeugin Maud von Ossietzky wurde ihr Mann in den Saal gerufen. Ossietzky, über den so viel gesprochen und geschrieben wurde, war seit Jahren zum erstenmal wieder in der Öffentlichkeit zu sehen. Gespannt verfolgten die Anwesenden, was der Friedensnobelpreisträger zu sagen hatte. Blass, vom nahen Tode gezeichnet, gab Ossietzky seine Aussage zu Protokoll. Er betrachte das Geld nicht als sein persönliches Eigentum. Er wolle es für wohltätige Zwecke zur Verfügung stellen und nur einen kleinen Teil für sich behalten, um die Krankenhauskosten zu bezahlen.

Der Richter wollte den prominenten Zeugen nicht gleich wieder entlassen und versuchte, ihn in ein Gespräch über den Friedensnobelpreis zu verwickeln. Ossietzky zögerte. Für ihn sei die Auszeichnung mit einer gewissen Bitterkeit verbunden gewesen, bemerkte er leise. Der Richter hakte sofort nach: «Das verstehe ich nicht.» Ossietzky: «Ich habe mich gefragt: Bist du dieses Preises wert, oder ist es nur eine politische Demonstration? Dann habe ich aber mein Leben überschaut und hielt mich des Preises für nicht ganz unwert.»

Die Verhandlung ergab, dass von dem ursprünglichen Betrag in Höhe von fast 100'000 Mark noch ganze 16'500 Mark übriggeblieben waren. Rechtsanwalt Wannow erhielt zwei Jahre Zuchthaus, die er in einem Konzentrationslager verbüßte, weshalb er sich nach dem Krieg erfolgreich für einige Jahre als politisch Verfolgter ausgeben konnte. Bundespräsident Theodor Heuss hat 1954 Rosalinde von Ossietzky «in besonderer Würdigung der Verdienste» ihres

VON OSSIETZKY VITTNAR



Nobelpristagaren Ossietsky vittnade på torsdagen i målet mot den advokat som försökt bannlys fredspriset.

Der Wannow-Prozess: Ossietskys vielbeachteter letzter Auftritt.

Vaters 5'000 DM als Überbrückungshilfe auszahlen lassen. Später leistete das Auswärtige Amt in Bonn eine Wiedergutmachung in Höhe von 25'000 DM.

Der Ossietsky-Biograph Bruno Frei ist überzeugt, dass Rechtsanwalt Wannow im Auftrag der Gestapo das Vertrauen von Maud von Ossietsky gesucht hat, um das Geld von Oslo nach Berlin zu schaffen. Als der Anwalt nicht mehr gebraucht und wegen der Angriffe aus dem Ausland lästig wurde, habe die Gestapo das Gerichtsverfahren inszeniert, um Wannow zu erledigen. Bei dem

Prozess konnte sich die deutsche Justiz immerhin als Anwalt der Interessen des Friedensnobelpreisträgers ausgeben. Als Beleg nennt Frei nicht nur das merkwürdige Auftreten des Gestapo-Kommissars vor Gericht, er bringt ferner Zitate aus Gestapo-Dokumenten, die einen solchen Schluss zulassen.

«Frieden für immer»

Ab 14.
Dezember 1936
Im Berliner
Krankenhaus
Nordend

Inzwischen war Ossietzky am 14. Dezember 1936 ins Nordend-Krankenhaus verlegt worden. Hedwig Hünicke, seine ehemalige Sekretärin, hatte erfahren, dass dieses Krankenhaus in Berlin-Niederschönhausen eine getrennte Tbc-Station besass. Dort bestand die Möglichkeit, den Patienten in einem Einzelzimmer unterzubringen. In diesem Zimmer verbrachte Ossietzky die letzten anderthalb Jahre seines Lebens. Der Raum war nicht gross: ein Tisch, zwei Stühle, ein schmaler Schrank für Wäsche und Kleidung. Die Schlaf-ecke war durch eine halbhohe Holzwand etwas abgetrennt. Anfangs besuchte Maud von Ossietzky ihren Mann wie vorher regelmässig. Als dessen Zustand sich weiter verschlechterte, zog sie mit Erlaubnis von Dr. Dosquet, der das Sanatorium leitete, ganz zu ihm. Für die Gestapo, die Ossietzky weiterhin im Auge behielt, war der Wechsel vom Westend- zum Nordendkrankenhaus nur von Nachteil gewesen. Das Einzelzimmer im Sanatorium besass nur einen Eingang, und zwar vom Garten aus. Entweder mussten die Polizisten unmittelbar vor der Tür stehen, was sie allein schon wegen der Ansteckungsgefahr ablehnten, oder sie konnten den Raum nur aus grösserer Entfernung beobachten. Die Beamten bevorzugten die zweite Möglichkeit, nachdem sie ihren Vorgesetzten die Gründe dafür erläutert hatten. Zeitweise erwog die Gestapo, Ossietzky ganz in die Tbc-Station des Gefängnisses Glatz zu verlegen, aber der Plan hatte einen Haken: Alle Beteuerungen, der Friedensnobelpreisträger sei ein freier Mann, wären widerlegt gewesen. In Niederschönhausen liess sich wenigstens der Schein wahren. Ausser seiner Frau, dem Pfleger Meinicke, Dr. Dosquet und der



Ossietzky, im April 1938, kurz vor seinem Tod. Die Frau seines Arztes bat ihn zur Kaffeetafel. Für eine knappe Stunde konnte er das Krankenbett im Nordend-Hospital verlassen.

Krankenschwester Hedwig Becker bekam Ossietzky keine Menschen zu Gesicht. Seine Freunde lebten entweder nicht mehr oder konnten nicht nach Deutschland zurück, oder sie trauten sich einfach nicht in das kleine Krankenhaus am Stadtrand von Berlin. Ossietzky las, wenn er sich einigermaßen gut fühlte, Zeitungen oder Bücher und machte gelegentlich ein paar Schritte vor die Tür in den kleinen Garten.

Nach dem Auftritt im Wannow-Prozess im Februar 1938 verliess er das Krankenbett fast gar nicht mehr. Wenn er noch einmal ein wenig Grün oder die Vögel draussen sehen wollte, trug ihn sein Pfleger auf dem Arm ans Fenster. Ossietzky war zuletzt auf 72 Pfund abgemagert. Morphiumsspritzen halfen über die schlimmsten Schmerzen hinweg.

Am Ostersonnabend 1938 kam noch einmal ein kurzer Lichtblick in sein Leben. Ein junges Ehepaar stand plötzlich im Krankenzimmer. Maud von Ossietzky fragte erschrocken, wie die Besucher hereingekommen seien, und wollte sie schon zurückschicken, als die beiden ihren Namen nannten: Finn und Inger Lie. Sie seien Norweger, befänden sich auf ihrer Hochzeitsreise und hätten sich vorgenommen, den Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky in Berlin aufzusuchen.

Im Krankenhaus Westend waren die beiden zunächst abgewiesen worden. Einen Patienten namens Ossietzky gebe es nicht. Finn Lie liess sich die Krankenkarte zeigen, auf der der neue Aufenthalt vermerkt war. Maud von Ossietzky bat die Besucher, Platz zu nehmen. Angesichts der kärglichen Ausstattung des wenige Quadratmeter grossen Krankenzimmers fragten Finn und Inger Lie erstaunt, ob es denn keine andere Unterbringungsmöglichkeit gebe. Ossietzky schüttelte den Kopf. Das Zimmer sei genau das richtige für ihn. Hier fühle er sich sicher.

Das Gespräch wechselte bald in andere Bereiche über. Ossietzky wollte wissen, wie das Ausland über die Nationalsozialisten dächte. Er selber versicherte den Norwegern immer wieder, dass ein Krieg unweigerlich kommen werde. Die Besucher hatten keinen Zweifel daran. Unterwegs in Warnemünde und anderswo sahen sie Militärlager und Flugzeugfabriken. Das junge Ehepaar lenkte die Unterhaltung auf Bücher und auf den Dichter Knut Hamsun und erkundigte sich, ob Ossietzky bekannt sei, was Hamsun gegen ihn geschrieben habe. Der Todkranke unterbrach die Frager. Als Mensch interessiere Hamsun ihn nicht, aber er verehere ihn als «leuchtenden Dichter». Er habe fast alles von ihm gelesen. Ossietzky bat die Norweger, ihm Hamsuns neuestes Buch *Der Ring schliesst sich* zu schicken und dem Dichter einen persönlichen Gruss von ihm auszurichten.

Maud von Ossietzky wollte den Kranken schonen und reichte ihm eine Tasse Tee. Als die Besucher sahen, dass Ossietzky nicht mehr in der Lage war, die Tasse zum Mund zu führen, stellten sie bestürzt fest, wie elend der Zustand des 49jährigen war. Sie versprachen, von

Norwegen aus alles Erdenkliche in Bewegung zu setzen, um Ossietzky eine bessere medizinische Betreuung zu ermöglichen.

Nach der über zweistündigen Unterredung besprachen sie Einzelheiten mit Dr. Dosquet. Der blickte sie müde an und sagte: «Machen Sie, was Sie für richtig halten.» Die beiden gingen noch einmal ins Zimmer zurück, um sich von Ossietzky und seiner Frau zu verabschieden. Ossietzky bedankte sich für den Mut: «Ihr Besuch hat mir etwas gegeben, an dem ich noch lange zehren werde.»

Finn und Inger Lie waren ausser Maud von Ossietzky und dem Krankenpersonal die einzigen, die Ossietzky zuletzt lebend gesehen haben. Als die beiden Norweger in ihre Heimat zurückgekehrt waren und erste Schritte zur Rettung eingeleitet hatten, lasen sie in der Zeitung, dass bereits alles zu spät war. Carl von Ossietzky starb am 4. Mai 1938 kurz vor 15 Uhr in dem kleinen Zimmer des Nordend-Krankenhauses. Schon Stunden vor seinem Tod war er ohne Besinnung. Maud von Ossietzky liess, ohne dass die Gestapo etwas davon merkte – die Bewachung war in den letzten Wochen nicht mehr so streng gehandhabt worden –, von einem Bildhauer eine Totenmaske anfertigen.

Alles Weitere regelte die Geheime Staatspolizei. Ort und Zeitpunkt der Verbrennung durften nicht bekanntgegeben werden. In der Presse verzeichnete eine kleine Notiz, dass der «Landesverräter» Carl von Ossietzky gestorben sei. Eine Totenfeier wurde nicht gestattet. Nur die Witwe, Dr. Dosquet und der Bestatter waren bei der Verbrennung im Krematorium Wedding anwesend. Die Asche wurde einige Tage später an einer Mauer des Friedhofs Berlin-Niederschönhausen (heute Berlin-Ost) beigesetzt. Das Anbringen einer Gedenkplatte untersagte die Gestapo ebenfalls. Ein grosser Strauss Orchideen, den das Ehepaar Lie aus Norwegen geschickt hatte, blieb nur für ein paar Stunden an der Grabstelle liegen, dann nahm ihn ein aufmerksamer Beamter mit.

Die Gedenktafel konnte erst angebracht werden, als die Nationalsozialisten nicht mehr an der Macht waren. Sie trägt die Aufschrift: «Frieden für immer.»

4. Mai 1938
Tod Ossietzkys

Der Stein des Anstosses

Die Geschichte Carl von Ossietzkys geht weiter.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre war der Lagerfriedhof am Küstenkanal mit dem Mahnmal für den Friedensnobelpreisträger von 1935 Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen. In der ‚Ems-Zeitung‘ – der Lokalredaktion gehörte ausser mir noch Gerhard Kromschroder, heute Redakteur der satirischen Zeitschrift ‚pardon‘ in Frankfurt, an – erschienen immer wieder Artikel über den Friedhof und über die Geschehnisse im Lager. Ehemalige Häftlinge kamen zu Wort. Dokumente und Zeugenaussagen belegten, wie unmenschlich SA und SS unter den Gefangenen gewütet hatten.

Die Emsländer reagierten zunächst erstaunt, dann unwillig. Das Gras, das über den Gräbern gewachsen war, hatte auch die Vergangenheit zugedeckt. Plötzlich war diese Vergangenheit wieder da. «Lasst doch den alten Kram!» Wie oft habe ich diesen Satz in jenen Jahren gehört. Aber die ‚Ems-Zeitung‘ berichtete weiter und forderte ihre Leser auf, zu den Geschehnissen in den Lagern Stellung zu nehmen. Über Wochen hinweg wurde in den Leserbrief spalten des kleinen Blattes diskutiert und gestritten. Eine makabre Auseinandersetzung darüber, wie hoch der Anteil der kriminellen Häftlinge in den Lagern gewesen sei, setzte ein.

Bald sahen sich auch Politiker und Kommunalbeamte genötigt, sich zu äussern. Das von der Gewerkschaftsjugend errichtete Mahnmal für Carl von Ossietzky provozierte immer wieder die peinliche Frage, was denn die Verantwortlichen im Emsland zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus unternommen hätten. Die so angesprochenen Politiker richteten ihren Unmut bald gegen die beiden Redakteure der ‚Ems-Zeitung‘. Die im Emsland fast übermächtige CDU äusserte ihren Unwillen über die «Kampagne» und sorgte schliesslich dafür, dass ein ihr genehmes Konkurrenzblatt im

Emsland erschien. Die ‚Westfälischen Nachrichten‘ (Münster) richteten in der Stadt Meppen eine Zweigausgabe mit dem Titel ‚Emsland-Nachrichten‘ ein. Fast zur gleichen Zeit fingen die mitgliederstarken Schützenvereine an, für das neue Blatt zu werben und gegen die ‚Ems-Zeitung‘ Stimmung zu machen.

Ein kleiner Zeitungskrieg begann, der für mich mit häufigen Besuchen bei der Chefredaktion in Osnabrück verbunden war. Auch die Katholische Kirche – im Emsland mindestens so einflussreich wie die Christlich-Demokratische Union – wollte nicht zurückstehen. Ihre Vertreter waren bei der «Vergangenheitsbewältigung» nicht gut weggekommen. Meistens setzten sie sich direkt mit dem Chefredakteur in Verbindung, was die Wirkung ihrer Intervention erhöhte.

In dieser Zeit kamen die Verantwortlichen im Emsland jedoch nicht umhin, auf dem Lagerfriedhof am Küstenkanal ebenfalls ein Zeichen zu setzen. Sie liessen im November 1966 einen zweiten Gedenkstein errichten, einen über zwei Meter hohen Sandstein. Ertrug die Inschrift: «Zum Gedenken an die im Konzentrationslager Esterwegen umgekommenen Opfer des Nationalsozialismus. Ihre sterblichen Überreste ruhen auf der Gräberanlage in Versen.»

Der zweite Satz «Ihre sterblichen Überreste ruhen auf der Gräberanlage in Versen» – das ist ein kleiner Ort im Emsland –, musste die Frage aufwerfen, wer in den vielen Gräbern auf dem Lagerfriedhof bei Esterwegen lag. Die vorangegangene Diskussion über den Anteil der kriminellen Häftlinge in den Lagern war mit dem Unterton geführt worden, die meisten der Inhaftierten seien ohnehin Verbrecher gewesen, die im Moor ihre gerechte Strafe abgearbeitet hätten. Der ministerielle Gedenkstein sollte endgültig Klarheit schaffen: Auf dem Lagerfriedhof ruhen gar keine politischen Häftlinge mehr, «Ihre sterblichen Überreste . . .» Die Inschrift stempelte somit die auf dem KZ-Friedhof am Küstenkanal, der fast zu einem Wallfahrtsort geworden war, nachträglich zu Kriminellen.

Die ‚Ems-Zeitung‘ wies in mehreren Artikeln nach, dass der zweite Teil der Inschrift falsch war, dass der Versuch, einen Trennungsstrich zwischen politischen und kriminellen Häftlingen zu ziehen, zum Scheitern verurteilt sei. Nach dem Krieg wurden zwar Häftlin-

ge umgebettet nach Versen, nach den Niederlanden und Frankreich. Aber nicht einmal die genaue Zahl der auf dem Lagerfriedhof beigesetzten Häftlinge ist bekannt. Viele wurden in Massengräbern verscharrt. Ausserdem: Die sogenannten Kriminellen waren in Wirklichkeit oft politische Häftlinge. Ob politisch oder kriminell – hatte nicht jeder Gefangene Anspruch auf einen menschlichen Strafvollzug? Im Konzentrationslager Börgermoor zum Beispiel wurden über längere Zeit Homosexuelle wie gewöhnliche Verbrecher festgehalten.

Die Erbauer des zweiten Gedenksteines hatten es sich sehr einfach gemacht. Ein Wegweiser nach Versen, und schon war die Flurbereinigung im Dickicht der Vergangenheit abgeschlossen. Die «Moorsoldaten», ehemalige KZ-Insassen, die überlebten, der Deutsche Gewerkschaftsbund und andere Organisationen protestierten gegen die diskriminierende Inschrift. Doch das zuständige Ministerium in Hannover stellte sich stumm.

Anlässlich eines «Moorsoldaten-Treffens» in Papenburg habe ich dann am 14. Juni 1969 – ich war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr Redakteur der ‚Ems-Zeitung‘ – den betreffenden Satz mit roter Farbe übermalt und öffentlich erklärt, ich wolle den «Gedenkstein zu einem Stein des Anstosses» machen. «Es ist an der Zeit, dieses Sandstein-Monument aus seinen Fundamenten zu heben und umzustürzen. Denn Lügen bleiben Lügen, auch wenn sie in Stein gemischt werden.»

Die Farbe wurde im Auftrag der Polizei entfernt. Nichts geschah weiter. Als weitere Proteste ergebnislos blieben, habe ich zusammen mit drei Mitgliedern einer ausserparlamentarischen Gruppe in Papenburg – Wilfried Krallmann, Hermann-Josef Stell, Karl-Heinz Stell – unter den Augen der Polizei am 6. Juli 1969 den zweiten Satz der Inschrift mit Hammer und Meissel beseitigt. In unserer Mitteilung an die örtlichen Zeitungen hiess es: «Wir haben eine bewusste Diskriminierung politischer Häftlinge, die in den Emsland-Lagern umgekommen sind und sich nicht mehr wehren können, aus der Welt geschafft.» Die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Osnabrück leitete ein



Ermittlungsverfahren gegen die Teilnehmer der «Hammer- und Meissel-Aktion» ein. Namhafte Persönlichkeiten erklärten sich gleichzeitig mit den «Denkmalschändern» solidarisch, unter anderen Pastor Martin Niemöller sowie die Schriftsteller Max von der Grün, Josef Reding, Günther Wallraff und Gerhard Zwerenz.

Das Ermittlungsverfahren wurde im Juni 1970 eingestellt mit der Begründung, das Verschulden sei gering und ein öffentliches Interesse an der Strafverfolgung bestünde nicht mehr. Schon vorher war der «Stein des Anstosses» heimlich, wie er aufgestellt worden war, abtransportiert worden. 1972/73 wurde der Friedhof am Küstenkanal neu gestaltet und dabei auch jene Steinplatte in den Boden gelassen, deren Inschrift der Wahrheit entspricht: «Hier ruhen unbekannte Tote, die während der nationalsozialistischen Gewalt Herrschaft im Lager Esterwegen und in anderen Emsland-Lagern ums Leben gekommen sind.»

Einer der Beteiligten der Meissel-Aktion, Wilfried Krallmann, wurde im März 1977 vom Amtsgericht Oldenburg zu einer Geldstrafe von 373 Mark verurteilt, weil er angeblich Widerstand gegen die Polizei geleistet hat, als diese im Sommer 1973 in einem Grosseinsatz den Schriftzug «Carl-von-Ossietzky-Universität» von dem Gebäude der Oldenburger Hochschule entfernte. Die Auseinandersetzung darüber, ob die Hochschule sich «Carl-von-Ossietzky-Universität» nennen darf, dauert an.



«Ich bin ein Auftragschreiber. Man kann bei mir Texte bestellen. Ich habe schon alle möglichen Arbeiten verrichtet, aber Schreiben ist mein Metier. Zum Beispiel habe ich, zusammen mit 20 anderen Männern, eine Strassenwalze in einem Konzentrationslager gezogen. Damit ich mein Metier ausüben kann, schreibe ich Texte, von denen ich mir einbilde, sie verhinderten, dass ich eines Tages wieder eine Strassenwalze in einem KZ ziehen muss.»

Alfred Andersch

Zum Weiterlesen

BURCKHARDT, CARL J.: *Meine Danziger Mission 1937-1939*. München 1960
BURGER, FELIX, und SINGER, KURT: *Carl von Ossietzky*. Zürich 1937
EGGEBRECHT, AXEL: *Der halbe Weg*. Reinbek bei Hamburg 1975
GROSSMANN, KURT R.: *Ossietzky. Ein deutscher Patriot*. München 1963. – Suhrkamp Taschenbuch 83
LANGHOFF, WOLFGANG: *Die Moorsoldaten*. Berlin und Weimar 1975
OSSIETZKY, CARL VON: *Rechenschaft. Publizistik aus den Jahren 1913-1933*. Hrsg. von BRUNO FREI. Berlin und Weimar 1970. – Fischer Taschenbuch 1315
DERS.: *Schriften I und II*. Berlin und Weimar 1966
OSSIETZKY, MAUD VON: *Maud von Ossietzky erzählt*. Berlin 1966
PERK, WILLY: *Die Hölle im Moor*. Frankfurt 1970

Quellennachweis

Aus: *Anschläge. Politische Plakate in Deutschland 1900-1970*. Ebenhausen bei München: Verlag Langewiesche-Brandt 1972, 119 (oben); aus: Eggebrecht, Axel: *Volkans Gewehr*. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1959, 81, 156; aus: *Axel Eggebrecht*. Hamburg: Hans Christians Verlag 1969 (Hamburger Bibliographien 4), 63; aus: Grossmann, Kurt R.: *Ossietzky*. München: Kindler Verlag 1963, 3, 46; aus: Grunfeld, Frederic V.: *Die deutsche Tragödie* (1975), 45, 50 und 51 (alle Bundesarchiv), 61 (Ullstein), 75 (Popperfoto), 77 (Wiener Library), 93 (Bundesarchiv), 115 und 155 (beide Wiener Library); aus: Günther, Herbert: *Joachim Ringelnatz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH 1964 (rowohlts monographien 96), 64 (Leonharda Gescher-Ringelnatz, Berlin); aus: Herzfelde, Wieland: *John Heartfield. Leben und Werk*. Dresden o. J., 115; aus: *Kurt Hiller*. Hamburg: Hans Christians Verlag 1969 (Hamburger Bibliographien 6), 64; aus: Jacobsohn, Siegfried: *Jahre der Bühne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 1965, 62 (Kurt Tucholsky Archiv, Rottach-Egern); aus: *Unser Jahrhundert im Bild*. Gütersloh: C. Bertelsmann Verlag 1964, 64, 156; aus: Koch, Thilo: *Die Goldenen Zwanziger Jahre*. Frankfurt: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1970, 54/55, 60 (Süddeutscher Verlag); aus: *Kopf hoch*, Kamerad/Berlin: Henschelverlag 1965, 134; Kunsthalle Hamburg (Edouard Vuillard, *Binnenalster* 1913), 16; aus: Lachmund, Fritz: *Alt-Hamburg durch die Camera*. Hamburg: Christians Verlag 1971, 13, 14 (oben); aus: Lachmund, Fritz, und Müller, Rolf: *Hamburg*. Hamburg: Das Topographikon. Verlag Rolf Müller 1962, 10 (G. Koppmann & Co., Hamburg), 12 (Willy Wilcke, Hamburg), 17 (Wilhelm Dreessen, Flensburg); aus: Oppens, Edith: *Hamburg zu Kaisers Zeiten*. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag 1976, 8, 13, 14 (unten), 15, 22, 23, 27 (alle Archiv Lachmund); aus: *Carl von Ossietzky*, Hg. von Bruno Frei. Berlin und Weimar: Aufbau Verlag 1966, 116, 124; Rosalinde von Ossietzky-Palm, Schweden, 11, 20, 27 (links), 28, 29, 33, 39, 41, 49, 52, 73, 128, 146, 155, 165, 167; aus: Sander, August: *Menschen ohne Maske*. Luzern und Frankfurt: Verlag C.J. Bucher 1971, 34/35, 60, 64; aus: Schellenberg, Carl: *Das alte Hamburg*. Hamburg: Christians Verlag 1975, 19; Kurt Tucholsky-Archiv, Rottach-Egern, 63; aus Toller, Ernst: *Prosa, Briefe, Dramen, Gedichte*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH 1961, 64; Ullstein 87, 97, 111, 119 (unten), 125; Hermann Vinke, Hamburg, 131, 132, 133, 137, 144, 145, 173, 175. Faksimiles auf S. 62, 64, 65, 98-103 aus: *Die Weltbühne* XXV, 25 (18. Juni 1929); XXV, 38 (17. September 1929); XXV, 52 (24. Dezember 1929); XXVIII, 9 (1. März 1932); XXV, 6(5. Februar 1929); XXVIII, 11(15. März 1932); XXVIII, 19 (10. Mai 1932). Der Aufsatz *Rechenschaft* ist in Auszügen wiedergegeben. Textauszug auf S. 141-143 aus: Burckhardt, Carl J.: *Meine Danziger Mission 1937-1939*. München: G. W. Callwey Verlag 1960.

Wir danken für die Erlaubnis zum Abdruck. Insbesondere danken wir Frau Rosalinde von Ossietzky-Palm, Schweden, dass sie uns in so grosszügiger Weise z. T. bisher unveröffentlichte Originalfotos und Dokumente aus ihrem Privatbesitz zur Verfügung gestellt hat. Ausserdem danken wir Herrn Fritz Säger, Wedel/Holstein, sowie Herrn Axel Eggebrecht, Hamburg, für Informationen.

Für meine Mutter Maria Vinke
